

Kaukasische Post

Er erscheint jeden Sonntag.

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop., auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl., 1 Rub. 25 Kop. vierteljährl. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl., 3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljährl.

Anzeigen: Die Zeile oder deren Raum kostet; vor dem Text 20 Kop. hinter demselben, d. h. im Anzeigenteil, 10 Kop. Bei Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Die Redaktion befindet sich Golowin-Prop. № 12, Haus Mdiwani, im Hofe. — Sprechstunde der Redaktion täglich von 6—7 Abends.

Annahme von Bezugsgeldern u. Anzeigen: Tiflis, in der Redaktion; von Bezugsgeldern außerdem: bei Schröder, Aufermannsche Niederlage auf dem Sande; in Wladikawkaß: bei Frau Seidel, Apothekenhandlung; in Nikolajewka bei Chassaw-Zurt: bei Gebr. Föws, Buchhandlung; in Chassaw-Zurt: bei T. Solzke; Anapa: B. Buch; in Riga: Buchhandlung C. Brühns.

Anzeigen von Privatpersonen, Firmen und Anstalten, von allen Orten des Auslandes oder des Russischen Reiches, mit Ausnahme des Kaukasus, welche dort anständig sind oder ihre Konkrete oder Verwaltungen haben, werden ausschließlich entgegen genommen im Zentralannoncenbureau des Handelshauses L. & C. Neff & Co. in Moskau, Masnikaja, Haus Ssitow, und in seinen Filialen: in St. Petersburg, Morstaja 11., Warschau, Krakauer Vorstadt 53, Paris, Place de la Bourse 8., Berlin, Fasanenstraße 72/73

№. 4

Sonntag, den 13. (26.) Juli 1908.

3. Jahrgang.

Inhalt: 1) Politische Rundschau (In- und Ausland); 2) Nachrichten aus dem Kaukasus; 3) Aus den Kolonien; 4) Persien; 5) Die deutschen Siedlungen an der Wolga; 6) Handwerkerlehrlingsheim in Dorpat; 7) Landwirtschaft und Gartenbau (Bienenwerstand, Sonderbarer Fang eines Bienenichwars); 8) Küche u. Haus, Gef. u. Erziehung (Ratschläge gegen die Hitze, Alles und Neues über die Seefrankheit); 9) Literatur und Kunst („Kränlein“); 10) Nikolaus Rimski-Korsakow, Wie Chopin den Trauermarsch komponierte, Zur Entwicklung des modernen Zeitungswesens; 11) Aus aller Welt (Beerdigungsfest in Köln, New-York in einer Gutwelt, Die erste Umschiffung Afrikas im Jahre 559 v. Chr., Mißstände im transsibirischen „Luzus“-Express); 12) Stimmen aus dem Publikum; 13) Kirchl. Nachrichten; 14) Lustige Ecke; 15) Witterungsübersicht.

Der 3. Jahrgang

der

„Kaukasische Post“

hat am 22. Juni dieses Jahres begonnen. Diejenigen Abonnenten, deren Bezugszeit mit diesem Termin abläuft, werden um Erneuerung des Abonnements gebeten.

Der Bezugspreis beträgt wie bisher:

	für Tiflis:	für Auswärtige:
1/4 Jahr . . .	1 R. 25 K.	1 R. 50 K.
1/2 „ . . .	2 R. 50 K.	3 R. — K.
1/1 „ . . .	5 R. — K.	6 R. — K.

Politische Rundschau.

Inland.

Zur äußern Lage. Wie dem „Berl. Lok.-Anz.“ gemeldet wird, haben unsere Regierung und die britische von ihrer anfänglichen Absicht, ein gemeinschaftliches Reformprogramm für Mazedonien aufzustellen, nun doch Abstand genommen. Nach gegenseitigem Übereinkommen hätten sich die beiden Mächte in die zur Erörterung stehenden Fragen geteilt, und zwar seien englischerseits gewisse militärische Maßnahmen gegen das mazedonische Bandenwesen in Vor-

schlag gebracht worden, während eine demnächst zu erwartende russische Note auf eine Reihe von Reformen des Finanz- und Justizwesens gerichtet sein werde. Der Wortlaut der englischen Note sei inzwischen den beteiligten Mächten zugegangen.—Die „N. Fr. Pr.“ verbreitet das nicht ungläubwürdige Gerücht, nach welchem unser Minister des Auswärtigen Jzswolski Anfang September zur Kur nach Karlsbad eintreffen und dort den Besuch des Baron Khrenthal als Gegenwärtige für den ihm im vorigen Herbst in Wien abgestatteten Besuch erhalten wird, und knüpft davon folgende Betrachtung: „Diese Begegnung dürfte gewiß von politischer Bedeu-

ting sein. Zwischen Österreich-Ungarn und Rußland schweben jetzt wichtige Fragen, die sich auf die Balkanpolitik namentlich auf Mazedonien, beziehen. Seit der Zusammenkunft zwischen Freiherrn v. Threnthal und Herrn v. Iswolski haben sich sowohl in der europäischen Situation wie in dem Verhältnis zwischen Österreich-Ungarn und Rußland starke Veränderungen vollzogen. Das Märzleger Programm besteht nicht mehr, und Rußland hat mit England ein Abkommen zur Regelung der mazedonischen Frage beschlossen. Österreich-Ungarn wünscht jedoch nach wie vor, bei voller Wahrung seiner eigenen Interessen, mit Rußland in einem friedlichen und freundschaftlichen Verhältnis zu bleiben. Selbst außerhalb des Märzleger Programms und nach Auflösung der früher bestandenen Entente haben beide Staaten, die am meisten an der friedlichen Entwicklung auf dem Balkan interessiert sind, so viele gemeinsame Berührungspunkte, daß eine Aussprache der beiden Staatsmänner nur erwünscht sein und sympathisch berühren kann. — Berühmend klingt auch, was der bulgarische Minister des Auswärtigen jüngst in der Sobotranje gesagt hat, nämlich, daß — wir folgen hierbei einem Telegramm der „Pet.-Agentur“ in der Übersetzung der „Pet. Btg.“ — daß die bulgarische Regierung alles daran setzen würde, um die Großmächte von der aufrichtigen Absicht Bulgariens zu überzeugen, daß es nur seiner friedlichen Entwicklung nachgehe und keinerlei Unruhen im Balkan hervorrufen wolle. Der Minister betonte die engen und freundschaftlichen Beziehungen zu Rumänien, die offiziell guten Beziehungen zu Serbien, die aber aufrichtig und freundschaftlich sein müßten und die offiziell guten Beziehungen zu Griechenland. Zur Türkei seien die Beziehungen gut, jedenfalls besser als zur Zeit des Überganges der Macht an die jetzige Regierung. Die politischen, nationalen und ökonomischen Interessen beider Staaten verlangen möglichst nähere Beziehungen, die schwer herzustellen seien, solange die Türkei fortfahre, kein Verständnis für die wahren Interessen des Staates und die derzeitige Sachlage in Mazedonien zu zeigen. Außerdem werde der Türkei von verschiedenen Seiten eingeredet, daß Bulgarien eine Gefahr für das Osmanische Reich darstelle. Die kaiserliche Regierung werde versuchen, die Türkei davon zu überzeugen, daß Bulgarien keineswegs eine Gefahr für sie bedeute und unter gewissen Bedingungen der Türkei sogar nützlich sein könne. Weiter bestreitet der Minister die Anschauung, daß Bulgarien die aufrührerische Bewegung in Mazedonien befördert habe; diese Bewegung sei im Gegenteil durch die innere Lage dieses Gebiets hervorgerufen worden. Das Mißlingen des Märzleger Programms, das negative Resultate ergeben habe, sei der angeblich von Bulgarien unterstützten Vandenbewegung zugeschrieben worden. Diese Ansicht sei durchaus irrig und verliere immer mehr an Boden, da es offenbar werde, daß die in den Grenzen Mazedoniens sich bildenden Vanden ein Produkt der dort geschaffenen Lage seien. Die kaiserliche Regierung sei fest entschlossen, der geringsten Hilfeleistung an die Vanden entgegenzutreten, da die richtig verstandenen Interessen Bulgariens eine Unterdrückung der Vandenbewegung erfordern. Obgleich Bulgarien auch keine weitgehenden Pläne hinsichtlich Mazedoniens hegt, so erscheint die mazedonische Frage doch gleichsam als eine bulgarische Frage, da das Leben des Fürstentums eng verknüpft sei mit dem Schicksal der den Bulgaren verwandten

Mazedonier. Die bulgarische Regierung habe jetzt beschlossen, dem oben dargelegten politischen Programm zu folgen. Sollten dessen ungeachtet die Verhältnisse eine Änderung dieser Politik veranlassen, so werde die Regierung, stark durch die Unterstützung der Sobotranje, es verstehen, ihre Pflicht zu erfüllen. — Dagegen nimmt sich eine jüngst im „Meschorret“, einem in Paris erscheinenden Organ, veröffentlichte Denkschrift des jungtürkischen Komitees an die Mächte wie ein schriller Miston in dem anscheinend so gleichmäßig gestimmten Konzert der Friedensschalmeien allerseits aus. In ihr wird nämlich die Handlungsweise der europäischen Großmächte der schärfsten Kritik unterzogen, Einstellung jedweder Einnischung in die türkisch-mazedonischen Angelegenheiten und die Einführung konstitutioneller Einrichtungen für Mazedonien verlangt und für den Fall, daß diese Forderungen unerfüllt bleiben sollten, ein energisches Auftreten der Jungtürken angedroht. Ist um die jungtürkische Bewegung an und für sich auch nicht als ein Machtfaktor anzusehen, wenigstens zurzeit noch nicht, trotz verschiedener Zeitungsnachrichten über gewisse beunruhigende Vorgänge in Mazedonien, die mit der jungtürkischen Bewegung in Zusammenhang gebracht werden, so liegt es doch auf der Hand, daß jeder weitere Bündnistoff in dem ohnehin schon einem Pulverfaß vergleichbaren Lande die Gefahr einer Explosion nur noch erhöhen kann.

Zur innern Lage. Ihre Kaiserlichen Majestäten und deren Erlauchte Kinder sind aus den finnländischen Gewässern wieder nach Neu-Peterhof zurückgekehrt.

Die russischen Zeitungen werden nicht müde, die Tätigkeit der Reichsduma im Laufe der soeben geschlossenen Tagung zu kritisieren, wobei die Beurteilung zum größten Teil günstig genannt werden darf. Selbst die „Rossija“ äußert, augenscheinlich inspiriert durch den Ministerpräsidenten Stolypin, eine Zufriedenheit, die wir von ihr nicht erwartet haben: „Selbst der schärfste Kritiker, der die Dumamajorität am liebsten aller sieben Todskünden zücht, muß anerkennen, daß die Dumamajorität sich eine erste politische Position zu schaffen gewußt hat. Von vielen Seiten wurde ihr vorgeworfen, sie neige der Regierung gegenüber zu sehr Konzessionen zu. Wenn man auf diesem Standpunkt steht, beweist man einen großen Mangel an politischer Reife; denn die Politik ist keine Geschäftsmacherei, die Regierung nicht der Käufer, die Volksvertreter nicht die Verkäufer; für Spekulationen ist in der realen Politik kein Platz. Die „Politikaster“ sind wie die Kaufleute, die den Käufer übertölpeln, zu Konzessionen verleiten wollen. Die Regierung und die Volksvertreter haben sich aber nur von einem Motiv leiten zu lassen: dem ehrlich aufgefaßten Staatsinteresse. Gewiß muß man mit den menschlichen Schwächen und der Eigenliebe rechnen. Die Regierungs- wie die Volksvertreter sind Menschen und lange nicht ideal. Doch auf den direkt spekulativen Standpunkt hat sich nur die Dumaminorität gestellt. — Im großen ganzen haben also die in der vorigen Nummer bereits zitierten Meinungsäußerungen Chomjakows und Gutschkows keine Übertreibungen enthalten, zumal auch die linksstehende Presse unumwunden zugibt, daß die Reichsduma sich durch ihre unermüdete konstitutionelle Arbeit eine gesicherte Stellung im russischen Staatswesen erworben hat.

Der Reichsrat ist nun auch in die Ferien gegangen, nachdem er noch eine ganze Reihe der von der Reichsduma in



letzter Stunde geprüft und gebilligten kleineren Vorlagen genehmigt hat. Die Gesetzentwürfe, hinsichtlich welcher eine Einigkeit zwischen Reichsduma und Reichsrat nicht erzielt worden ist, werden nun an Allerhöchster Stelle in der einen oder der anderen gesetzgebenden Institution abgelehnt werden. Nur in der Frage betr. des Kredits zum Bau von Linien Schiffen (11 Millionen) dürfte ein anderer Ausweg ausfindig zu machen sein, da sonst das Budgetbewilligungsrecht der Reichsduma und des Reichsrats illusorisch würden. Die Regierung ist gesetzlich berechtigt, auf das letztbestätigte ordentliche Budget von 1906 zurückzugreifen und zum Bau von Panzern einen Kredit zu beanspruchen, welcher dem damaligen (46 Mill.) gleichkäme. Natürlich erscheint es ausgeschlossen, daß sie davon Gebrauch machen werde, oder mehr fordern würde, als im Budget für das laufende Jahr vorgesehen war, d. h. mehr als 11 Millionen. Ob die Reichsduma aber mit der Ablehnung der Forderung gerade ins Schwarze getroffen hat, bleibt dahingestellt.

Der I. allrussische Journalistenkongress, welcher gegen Ende des vorigen Monats in der Residenz mehrere Tage hindurch stattfand, hat neben einigen prinzipiell wichtigen Beschlüssen auch die einmütige Entscheidung getroffen, den 80. Geburtstag des berühmten Weisen von Zasnaja Poljana, Graf Leo Tolstoi, durch besondere Festnummern zu ehren. Bekanntlich werden auch unsere kaukasischen Journalisten und Literaten ihre Sympathien für den greisen Dichter besonders zum Ausdruck bringen.

Die Landtagswahlen in Finnland haben folgende Resultate ergeben:

	bisher	jetzt
Sozialdemokraten	80	76
Jungfinnen	24	29
Svefomanen	21	30
Altfinnen	56	53
Agrarier	17	8
Christlich-Soziale	2	4

Mit Recht bezeichnet die „Netsch“ die Resultate als verhältnismäßig günstig, meint die „Pet. Rig.“. Man hätte unter dem Einfluß der Schwelung der russischen Politik ein Anwachsen der radikalen Partei erwarten müssen; statt dessen haben die Sozialdemokraten 4 Plätze verloren. Zugleich hat die zu Kompromissen neigende Altfinnische Partei auch 3 Männer verloren. Gewonnen haben die kulturelle und streng konstitutionelle Partei der Svefomanen und die ihnen nahestehenden Jungfinnen. Dennoch sind die Sozialdemokraten noch immer bei weitem am stärksten. Daher rät die „Netsch“ auch mit Recht zur Vorsicht und Einigkeit der bürgerlichen Parteien indem sie bemerkt: Auf diese Weise wird die Politik des Blocks der drei bürgerlichen Parteien durch die Wahlen selbst gebieterisch vorhergesagt; und nur durch diese Politik kann ein ernstlicher Konflikt vermieden und Finnland vor der ihm drohenden russischen Gefahr gerettet werden. Natürlich, was in St. Petersburg verständlich ist, muß in Helsingfors noch verständlicher sein. Es dürfte kaum nötig sein, die finnischen Politiker vor unnützigem Optimismus und Selbstbewußtsein zu warnen. Man muß annehmen, daß in Finnland die gegenwärtige schwierige und ernste Lage voll verstanden wird. Um aus derselben das Staatsschiff ohne zu scheitern hinauszusteuern, sind die vereinigten Bestre-

bungen aller finnischen Parteien notwendig; notwendig ist auch volle Einigkeit und Versöhnung.“

Ausland.

Deutschland. Auf seiner Nordlandsfahrt begegnete Kaiser Wilhelm der englischen Kanallotte. Der Bericht eines englischen Seeoffiziers, der Zeuge des Vorganges war, ist folgender: Als die britische Flotte in der Bucht von Albat in der dänischen Küste in der Nähe des Kapts Sjagen vor Anker lag, wurde plötzlich die „Hohenzollern“ in Begleitung eines Kreuzers und eines Torpedojägers gesichtet. Lord Beresford gab sofort den Befehl, die Mastflaggen zu hissen, und als der Kaiser sich näherte, wurde er mit einem Salut von 21 Kanonenschüssen begrüßt, während die gesamte Mannschaft Paradeaufstellung genommen hatte. Die „Hohenzollern“ dampfte zunächst um den Bug des „Hindustan“ zwischen der dritten und vierten Division der Schlachtschiffe herum, ging dann an dem Stern des „Edward VII“, des Flaggschiffes Beresfords vorbei, wandte dann und steuerte nahe an die vier Flagggeschiffe heran. Darauf verabschiedete der Kaiser ebenso geheimnisvoll wie er gekommen war. Auf jedem Schiffe, bei dem der Kaiser vorbeikam, wurde die deutsche Nationalhymne gespielt und drei Cheers ausgebracht. Der Kaiser blieb während dieses Vorganges allein an der Oberbrücke, ging von einer Seite zur anderen und dankte militärisch für Salut und Cheers.“—Der liberale Kongress in München, der vom 4. bis zum 7. Juli stattfand, wurde vom „Nationalverein für das liberale Deutschland“ veranstaltet. Die Leitung gab sogar eine eigene Kongresszeitung heraus, darin wird ausgeführt: „Die Lage des Liberalismus in Deutschland läßt mit steigender Deutlichkeit erkennen, daß es den in den Parlamenten arbeitenden Kräften allein auf die Dauer nicht gelingen wird, die Macht der Reaktion in Deutschland zu brechen. Die Gegner des Liberalismus arbeiten mit Ausbietung aller organisatorischen und agitatorischen Kraft daran, die Masse des Volkes, die noch heute in überwiegender Mehrheit dem Liberalismus als Weltanschauung zugetan ist, den liberalen Parteien zu entfremden, so daß diese, statt ihrerseits zu energischem Angriff vorzugehen, seit Jahren in eine Verteidigungsstellung gedrängt sind. Wenn hierin Wandel geschaffen werden soll, muß nach unserer innersten Überzeugung ein neuer Liberalismus entstehen, der die vier vorhandenen liberalen und demokratischen Fraktionen zu einigen vermag. Diese Einigung denken wir uns nicht als schematische Verschmelzung aus historischen Gründen getrennter Gebilde. Vielmehr glauben wir, daß ebenso, wie in der vaterländischen Einheit des Reiches die berechtigten Sonderregierungen der Einzelstaaten bewahrt geblieben sind, so auch im Liberalismus der Zukunft die verschiedenen Strömungen unter einer Leitung nach einem allgemeinen Programm dennoch in ihren Besonderheiten bewahrt bleiben können. Um diese liberale Einigung der Zukunft anzubahnen, bedarf es einer jahrelangen Verständigungsarbeit, da vielfach das Bewußtsein der Gemeinsamkeit in jahrzehntelangen Hader geschwunden ist.“

Oesterreich-Ungarn: Das Fremdenblatt bestätigt die Meldung italienischer Blätter von einer bevorstehenden Zusammenkunft des Ministers des Auswärtigen Tittoni mit dem Freiherrn von Abrenthal. Minister Tittoni dürfte, dieser Meldung zufolge, wenn er sich im Laufe dieses Sommers zu einem Tagdausflug nach Oesterreich begibt, eine Zusammenkunft mit dem

Freiherrn v. Ahrenthal haben; der Ort und der Zeitpunkt dieses Zusammentreffens sind aber noch unbestimmt. Zur Meldung von einer Zusammenkunft des Freiherrn v. Ahrenthal mit dem russischen Minister Iswolsky teilt das Fremdenblatt mit, daß Iswolsky, der zum Kurgebrauch sich in Karlsbad aufhalten wird, die Gelegenheit wahrnehmen dürfte, nach Wien zu kommen, in welchem Falle eine Zusammenkunft der beiden Minister stattfinden werde.

England. Der Oberbefehlshaber der englischen Kanalflotte, Lord Charles Beresford, der durch seine Streitigkeiten mit Vorgesetzten und Untergebenen schon viel unliebsames Aufsehen erregt hat, tritt, inmitten der großen Nordseemanöver, mit einem Angriff gegen die oberste Marinebehörde an die Öffentlichkeit. Dem „B. L. A.“ wird dazu aus London gemeldet: Admiral Lord Charles Beresford hat ein in scharfen Worten abgefaßtes Memorandum an die Admiralität gerichtet, in dem er feststellt, daß er mit der unter seinem Befehl gestellten unzulänglichen Flotte nicht imstande sei, die Sicherheit Großbritanniens gegen einen fremden Angriff zu gewährleisten. Dieses beispiellose, mit den Begriffen von militärischer Disziplin ebensowenig wie mit denen des politischen Takts vereinbare Vorgehen des englischen Admirals ist wohl nur daraus zu erklären, daß Lord Beresford nach seinen jüngsten Zusammensätzen mit der Marinebehörde seine Stellung ohnedies als unhaltbar erachtet und sich nun bei jener Partei, die eine weitere starke Vermehrung der englischen Flotte für unerläßlich hält, einen guten Abgang verschaffen will. Daß der bisherige, übrigens ja streng geheimgehaltene Verlauf der Seemanöver den Flottenchawinisten Anlaß zu der Behauptung geben würde, Englands Marine sei zur Abwehr eines Angriffs im Ernstfalle noch immer nicht stark genug, war verschiedentlich vermutet worden.

Türkei. Der Vizemajor Niazi Bey hat sich in Resna an die Spitze einer Bewegung gestellt, die den Zweck hat, einen Aufstand der türkischen Truppen gegen das jetzige Regierungssystem hervorzurufen. Hierzu wird dem „Berl. Tzbl.“ weiter gemeldet: Am 6. Juli wurden in Monastir an ungefähr zehn Stellen mit Hektograph hergestellte Aufrufe des jungtürkischen Komitees an die Bevölkerung plakatiert. Die Polizei riß diese Plakate bald ab. Dieser Aufruf enthielt die Aufforderung, alle Freunde des Vaterlandes sollen sich zusammenschließen, damit dem gegenwärtigen Regierungssystem ein Ende bereitet werde, nur so sei es möglich, daß die mazedonischen Provinzen der Türkei erhalten bleiben. Man wolle nichts mehr von unnützer Militärkonzentrierung wissen, eine tüchtige Miliz und Polizei genüge, die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, wenn überall Gerechtigkeit angewendet werde.—Der türkische Vizemajor Niazi Bey war bei seiner Flucht aus Resna von achtzehn Soldaten und einer größeren Anzahl Baschibozuks begleitet. Außerdem haben sich ihm mehrere Staatsbeamten angeschlossen. Er erließ eine Proklamation, in der es heißt, daß er als Jungtürke für Gerechtigkeit für alle eintrete. Der Mufti von Resna wurde unter Drohungen gezwungen, mit zwei Briefen für den Generalinspektor Hilmi Pascha und den Wali nach Monastir zu reisen. In diesen Briefen erklärt Niazi, daß er seinen Dienst verlasse und selbst für die Gerechtigkeit eintrete.—Ueber die Vorkehrungen, die die Pforte traf, wird aus Konstantinopel berichtet: Drei Bataillone Albanesen waren zur Verfolgung der Aufständischen von Resna befohlen worden. Sie

verweigerten aber den Gehorsam, deshalb sind jetzt drei Bataillone aus Smyrna nach dem Aufstandsgebiet beordert worden. Die Telegraphenleitung, die Konstantinopel mit Monastir verbindet, ist andauernd gestört. In Konstantinopel werden die Rebiß einberufen. Die Disziplin unter den Soldaten läßt zu wünschen übrig. Von der Verwilderung, die unter den Soldaten herrscht, zeugt folgender Vorfall: Unlängst wurde ein alter Mann, ein deutscher Untertan, auf dem Heimweg von Therapia nach Pera bei dem Dorf Maslak durch zwei Soldaten, die ihn nach der Zeit fragten, seiner Uhr und des Geldes beraubt; ebenso wurden in Candili am Bosphorus zwei Franzosen von Soldaten überfallen und mißhandelt.—Mittelungen aus Saloniki zufolge, macht sich dort ebenfalls eine starke Entwicklung der jungtürkischen Bewegung bemerkbar. Die Agitation ist in die Truppe und in die Salonikische Kriegsschule gedrungen. Die Militär-Gerichtskommission verurteilte drei Offiziere zur Verschickung und sprach die übrigen, die der Teilnahme an der Verschwörung verdächtigt wurden, frei, trotz des Drängens des Kommandanten, der ein strenges Urteil forderte. Im Zusammenhang mit dieser Forderung steht ein am 13. Juni stattgehabtes Attentat auf den Kommandanten. Dem Offizier, der aus einem Revolver schoß, ohne zu treffen, gelang es hierauf, zu entkommen. Der Erfolg der Agitation liegt in der Schwäche Hilmi-Paschas. Am 24. Juni wurde im Monastir General Schemsi-Pascha von einem türkischen Offizier durch einen Revolverschuß getötet. Der Mörder entkam. Der an Stelle des ermordeten Generals Schemsi-Pascha berufene Marschall Osman Pascha wurde zum Kommandanten des zweiten Armeekorps ernannt. Im Hinblick auf die jüngsten, mit der jungtürkischen Bewegung zusammenhängenden Vorgänge in Mazedonien gewinnt ein jüngst vom jungtürkischen Komitee an die Mächte gerichtetes Memorandum an Interesse. In der Denkschrift, die das jungtürkische, in Paris erscheinende Organ „Meschveret“ veröffentlicht, wird die Aktion der Mächte in Mazedonien der schärfsten Kritik unterzogen, Einstellung dieser Intervention und die Einführung konstitutioneller Einrichtungen verlangt und für den Fall, daß diese Forderungen unerfüllt bleiben sollten, ein energisches Auftreten der Jungtürken angedroht.

Perfien. Vollkommene Ruhe scheint nur in Teheran eingetreten zu sein, während in den Provinzstädten Isfahan, Schiraz, Kasbin, Rescht, Enseli und besonders in Tabris der Kampf beider Parteien mit einander weiter dauert. Die Anhänger des Schah wirtschaften auf barbarische Weise, aber, wie es scheint, gelingt es ihnen nicht überall die Oberhand zu gewinnen. Die Truppen, welche nur in Teheran diszipliniert sind, gehen stellenweise zu den Revolutionären über und auch Sanmu Dowle, welcher mit 2000 Mann Kasbin verließ, soll es mit den Revolutionären halten. Am stärksten wütet der Aufruhr und der Kampf beider Parteien in Aserbeidschan, besonders in dessen Hauptstadt Tabris. Wie die „Times“ von dort berichten, soll ein aus Teheran nach Tabris geschicktes Regiment die Waffen weggeworfen haben und buchstäblich „auseinander gekauft“ sein. Den Führer der Reiterbande, welche unlängst ganz Tabris in Schrecken versetzte, sollen die Revolutionäre auf offener Straße umgebracht haben.

Marokko. Der seit Monaten in der Küstenstadt Nabat residierende marokkanische Sultan Abdul Asis steht im Begriff, von dort an der Spitze einer Streitmacht in das



Innere aufzubrechen und die Eroberung der Hauptstadt des Südens, Marrakesch, zu versuchen.—Mit diesem Unternehmen, dessen Gelingen freilich sehr zweifelhaft erscheint, hofft er seine durch Mulay Hafids' Erfolge im Norden so stark erschütterte Autorität noch einmal wiederherzustellen. Die Geldmittel zur Befolgung der Truppen hat ihn, wie bereits gemeldet, die marokkanische Staatsbank vorgestreckt. Nach einer Meldung aus Sabat werden französische und andere europäische Offiziere den Sultan Abdul Afis bei seinem Zuge nach Marakesch begleiten. Als Truppenzahlmeister sollen Beamte der marokkanischen Staatsbank fungieren.

Nordamerika. Über die Reise der amerikanischen Flotte wird dem „Berl. Tagbl.“ aus New-York vom 5. Juli (22. Juni) folgendes berichtet: In San Francisco ist die ganze atlantische Flotte mit den Vorbereitungen zur Philippinenfahrt beschäftigt. Das Interesse für die Bewegungen der Flotte, für die Ergebnisse und für eine mögliche Erweiterung des Flottenprogramms ist in ganz Amerika sehr groß und wird durch geschickte Nachrichten fortwährend von neuem angefaßt. Sämtliche Zeitungsartikel lassen deutlich erkennen, daß Taft Roosevelts Marinepläne noch erweitern, und daß die Nation ihn hierin unterstützen will. Zu diesen Plänen gehört die Errichtung eines ständigen Pazifikgeschwaders von einer Stärke, die der des atlantischen mindestens gleichkommen, ja sie eventuell noch übertreffen soll. Dies geschieht sowohl im Hinblick auf die Haltung Japans als auf die Möglichkeit immerer Wirren in China, als insbesondere mit Rücksicht auf die Filipinos, die nach den letzten Meldungen offenkundig dem Aufruhr entgegenstreben.

Nachrichten aus dem Kaukasus.

— **Tiflis.** In einer Zusammenkunft der Karjer Molokaner, an der sich auch einige Molokaner aus dem Gouv. Tiflis beteiligt hatten, wurde ein Beschluß gefaßt, laut welchem Ehescheidungen unter den Mitgliedern der Molokanergemeinden nicht zulässig sind.

— Der Betrieb der transkaukasischen Eisenbahnen bis zum 1. Mai laufenden Jahres gestaltete sich im Vergleich zu demselben Zeitraum des vorigen Jahres folgendermaßen: Befördert wurden an Personen um 194 000, und an Reisegepäck und Gilgut um 123 000 Pud mehr, dagegen an gewöhnlichem Frachtgut um 5 360 000 Pud weniger. Eingenommen wurde für Personen- und Gepäckbeförderung um 113 990 Abl. mehr, für gewöhnliches Frachtgut um 997 000 Abl. weniger und andere Einnahmen um 40 000 Abl. weniger. Der Reingewinn für den erwähnten Zeitraum ist 1 440 000 Abl. gegen 2 683 000 Abl. im Vorjahre, also eine Mindereinnahme von 1 244 000 Abl.

— Für den Unterhalt der Landpolizei der kaukasischen Statthaltertschaft sind aus den Landschaftsmitteln 2 361 450 Abl. zugeteilt worden.

— Auf der Pariser internationalen Ausstellung ist die Tifliser Firma „Fürst G. A. Andronikow“ für die von ihr ausgestellten Weine mit der goldenen Medaille prämiert worden.

— Vor einigen Tagen brachten die hiesigen Lokalblätter die Mitteilung, daß am Ufer des Kur, im Bereiche der Stadt Tiflis, die Leiche eines jungen 15-jährigen Mäd-

chens aufgefunden wurde und daß die Person des ~~Stynguljens~~ nicht ermittelt werden konnte. Wie es sich nun ~~herausgestellt~~ hat, stammte das Mädchen aus Mzhet, wo sie beim Wasserschöpfen in den Kur fiel, und ertrank.

— Auf dem Wege zwischen Abastuman und Vorschom wurde am 1. Juli um 8 Uhr morgens ein Omnibus überfallen. Von den Insassen wurden 2 Muselmänner und der Marktauffeher der Stadt Erivan ermordet. Anscheinend handelt es sich hier um einen Racheakt und hatten die Mörder es auf den Marktauffeher abgesehen, da, wie später ermittelt werden konnte, jene ihn schon seit längerer Zeit verfolgt hatten.

— **Armenische Schenkungen** Der bekannte armenische Kapitalist A. Mantaschew hat, wie schon früher mitgeteilt wurde, für die Ausbesserung der Domkirche in Etchniadzin 40 000 R. gestiftet. Außerdem hat derselbe Kapitalist für den Neubau des armenischen Keressian-Seminars in Tiflis 200 000 Abl. und dem armenischen Kulturverein in Baku 15 000 Abl. gespendet. Demselben Verein hat ein Armenier aus Achalkasaki bei Gori ein Haus mit Grundstücken, im Werte von 30 000 Abl. geschenkt. Der armenische Kulturverein macht Riesenschritte, denn die Armenier wissen, daß nur denen die Zukunft gehört, die Bildung besitzen. Und wie steht es denn mit unserem deutschen Kulturverein? Unsere Tifliser Landsleute, die seine Gründung in die Hand nehmen könnten, sitzen und mucken nicht, denn sie fürchten, daß man ihnen dann jährlich 10 — 15 Abl. abnimmt, die sie lieber für Bier und Schinken ausgeben wollen. Die Gründung eines „Deutschen Wohltätigkeits- und Bildungsvereins“ ist sehr einfach. Fünfzehn Personen genügen zu seiner Konstituierung und die Eingabe an die zuständige Behörde kostet nur 2 Stempelmarken. Trotzdem rührt sich niemand und man wartet auf die Initiative der Redaktion der „Kauk. Post.“ Die Redaktion ist aber mit Arbeit und Mühe für das Gemeinwohl ohnedies überbürdet und verlangt, daß auch andere an die Arbeit gehen und sich nicht in allem auf die Redaktion der „Kauk. Post“ verlassen. Mit Worten wird nichts erreicht. Das mögen sich diejenigen zu Herzen nehmen, die uns im Laufe von 2 Jahren mit Versprechungen getäuscht haben!

— Die Revision der Tifliser Gartenbauschule ist beendet. Die in ihr herrschenden Zustände sind für unbefriedigend befunden worden. Der Revident gab sein Gutachten ab, daß es auch noch schlechtere Schulen gäbe, aber selten! Wir sind also immerhin nicht die Besten!

— Ein ähnliches Resultat ergab die Revision der Station für Seidenraupenzucht. Prof. Schtschelunawzen, der den wissenschaftlichen Teil der Anstalt revidierte, fand deren Leistungen als sehr ungenügend, besonders im Hinblick auf die für den Unterhalt der Schule gemachten Ausgaben. Der im Jahre 1905 vom Direktor der Station H. Schawrow verfaßte Bericht, der, n benbei gesagt, zwei umfangreiche Bände ausmacht, stände in vollem Widerspruch mit den Ergebnissen der jetzigen Revision.

— Die Vorlesungen in der Tifliser Schule für Bienenzucht sind vorige Woche eingestellt worden. An ihnen hatten über 50 Zuhörer aus den entferntesten Teilen des Kaukasus teilgenommen. Die Vorträge wurden im Bienenstand unter einem Baume abgehalten und bestanden in theoretischen Erörterungen und zugleich praktischen Unterweisungen.

— Bekanntlich verliert der Wein während seines Trans-

portes zur Winterzeit, in gewöhnlichen Güterwagen, viel an seiner Güte. Es baton deshalb die Weinproduzenten unseres Reiches öfters um Einführung speziell für den Weintransport bestimmter Wagen. Es sei nun, wie der „Tifl. Bischof“ mitteilt, die zuständige Behörde in dieser Angelegenheit schlüssig geworden und soll vom 1. Juli l. J. ab, folgender Tarif auf den Kronseisenbahnen eingeführt werden: außer der üblichen Transportgebühr und den Zuschlagzahlungen, werden für Weinbeförderung in besonders beheizten Wagen 2 Kop. pro Wagen und Verst erhoben werden, jedoch sind in diese Gebühr die Entschädigung für Beheizung und das Fahrgeld des Begleiters nicht inbegriffen. Letzteres wird den allgemeinen Bestimmungen gemäß besonders erhoben.

— Am 3. Juli um 10. Uhr abends wurde auf den Vorliegenden des Kriegsgerichts General Volkow ein Attentat verübt. Der General fuhr auf einem Mietswagen die Olgastraße entlang als plötzlich an der Ecke der Rehmer Straße zwei Nebelkäter, die auf einem anderen Mietswagen den ersten eingeholt hatten, zwei Revolvergeschüsse auf ihn abfeuerten. Die Schüsse verwundeten den General am Kopfe und am Halse. Die Verlegungen erwiesen sich jedoch nicht als gefährlich, so daß der Verwundete schon am nächsten Tage aus dem Krankenhaus entlassen werden konnte. Die Missetäter verschwanden nach vollbrachter Tat im Dunkel der Nacht.

— Für den Bau eines Gebäudes für die Tifliser Realschule ist von der Reichsrentei ein Kredit von 300 000 Rbl. gewährt worden.

— Die vom Gouverneur von Tiflis bestätigten Taxen: sind für Brot in den Bäckereien 1. Sorte—4½ Kop., 2. Sorte—4 Kop. und in den Torn 5 Kop. pro Pfund. Für Fleisch hat die Stadtverwaltung folgende Preise festgesetzt. Rindfleisch—12 Kop., Büffel Fleisch—11 Kop. und Hammelfleisch—15 Kop. pro Pfund.

— Im Bakuer Naphthagebiet wurden im Verlaufe des Monat Mai 50'000 000 Pud Naphtha gewonnen. Die Fontänen gaben 500 000 Pud.

Aus den Kolonien.

Mariensfeld (Transkaukasien), den 1. Juli. Dieses Jahr kann für die hiesigen Kolonisten ein gutes genannt werden, denn, nachdem nun schon mehrere Jahre die Getreide- und Heuernte sehr karg war, ist die diesjährige Ernte nicht anders als eine reichliche zu bezeichnen, trotzdem es sehr wenig Regen gab. Die Kolonisten sind zurzeit sehr durch die Weizernte in Anspruch genommen. Die meisten müssen diesen Sommer allein arbeiten, weil die georgischen Arbeiter nicht so zahlreich erschienen sind wie bisher und die Arbeitslöhne ziemlich hoch stehen. Mit Grassähern und Garbenbindern wird wohl auch gearbeitet, aber es sind bis jetzt nur wenige solcher Maschinen bei uns in Arbeit, weil der Preis derselben unsere Verhältnisse übersteigt. Die Weinstöcke sind dieses Jahr wieder voll mit schönen Trauben behangen und bis jetzt ist von Krankheit an denselben wenig zu sehen, besonders dort, wo fleißig geschwefelt und gespritzt wurde. Auch die Obstbäume versprechen eine ziemlich reiche Ernte, so daß selbst da die Kolonisten zufrieden sein können. Der hier vorbeistießende Bergfluß war in diesem Frühjahr nicht so wild und reizend wie vor einigen Jahren und ließ auch heuer den kleinen Rest, der

den Kolonisten vom Tallande geblieben ist, in Ruhe, aber doch ist und bleibt er ein wilder und unzuverlässiger Geißel. Der hiesige Konsumverein „Einigkeit“ arbeitet bis jetzt ganz gut, obgleich viele Kolonisten demselben nicht das rechte Verständnis entgegenbringen und lieber bei dem jüdischen Händler, welcher allerdings billiger verkauft, kaufen. Nachdem im vergangenen Winter der hier angestellte Feldscheer seine Stelle aufgegeben hat, haben die hiesigen Kolonisten bis jetzt noch keinen anderen gefunden. Einige Zeit lang hatten wir wenigstens noch eine Apotheke, aber da der Inhaber derselben, ein Armenier, sich vergiftete, so wurde dieselbe geschlossen und jetzt haben wir weder Feldscheer noch Apotheke. Die Witterung ist gegenwärtig oft regnerisch, was bei der Einheimung der Feldfrüchte recht hinderlich ist.

August.

In der **neuen deutschen Kolonie** an der Karser Eisenbahn hat sich ein Teil der künftigen Ansiedler schon niedergelassen und bereits im Frühjahr die Bebanung der Felder begonnen. Einstweilen wurde nur Weizen und Hafer gesät und beide Getreidesorten sollen eine reichliche Ernte geben. Da fast das ganze Land bewässert werden kann, wollen sich die Kolonisten bis auf weiteres auf den Getreidebau beschränken, müssen jedoch, um die Bewässerung zu regeln und wirksamer zu machen, einige Kanäle ausbessern. Die Anlage der eigentlichen Kolonie und der Bau der Häuser und Wirtschaftsgebäude wird erst im Herbst beginnen. Wis dahin bewohnen die schon angekommenen Ansiedler ein großes, zu dem gekauften Landgute gehöriges Haus und sind wie man uns versichert, mit den klimatischen Verhältnissen zufrieden. An Fieber soll noch niemand erkrankt sein. Das nötige Trinkwasser liefern mehrere, bis fünf Faden tiefe Brunnen. Da die neue Kolonie nur fünf Werst von der Eisenbahn entfernt liegt und zur Station eine gute Straße fährt, ist die Fortschaffung aller Produkte leicht und billig. Von Tiflis kann man die Kolonie in etwa fünf Stunden erreichen.

Elisabeththal. Hier hat unlängst im Beisein des Friedensvermittlers, Fürsten M. Tschawtschawadse, die Wahl eines neuen Schulzen statt gefunden. Gewählt wurde Adam Schlecht.

Einige Worte an unsere Kolonisten. Der in Nr. 3 der „Kauf. Post“ von Herr A-dinger in Katharinenfeld gemachte Vorschlag zur Anlage eines Versuchsfeldes ist ohne Zweifel sehr annehmbar und es wäre zu wünschen, daß dieser Plan bald in Erfüllung ginge, denn die von Herrn A. geschilderte Lage der Landwirtschaft verdient volle Beachtung. Auf die Bervielfältigung der Bodenkultur haben wir schon früher in der „Kaukasischen Post“ hingewiesen, aber unsere Hinweise wurden nicht berücksichtigt. In allen Kolonien wäre z. B. der Obstbau im möglichst großen Umfange zu empfehlen. Wir machten vor Jahresfrist die Kolonisten darauf aufmerksam, daß die Verwaltung der Reichsdomänen in Tiflis an jede Dorfgemeinde unentgeltlich junge Obstbäume verabsolgt, aber niemand hat sich gemeldet! Gegen Schwerefälligkeit und Trägheit ist oben mit guten Rat-schlägen nicht viel auszurichten, aber wer da wünscht, daß ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, der kann am Ende bei diesem Wunsche verhungern. Die Elisabethtaler z. B. klagen jahrein, jahraus, daß es ihnen schlecht geht, aber rät man ihnen, sie sollen allmählich Obstgärten anlegen, sich mehr der Geflügelzucht zuwenden und in Tiflis eine Niederlage mieten, um ihre Kartoffeln vorteilhafter verkaufen zu können, da wollen sie von alledem nichts wissen. Und doch ist es ein leichtes allmählich zu



einem schönen, einträgliehen Obstgarten zu gelangen, umsomehr, da in jeder Kolonie soviel freies Land noch zu finden ist. Die Obstbäume zum Segen werden vom Direktor des kaiserlichen Botanischen Gartens, Herrn Koloss, jährlich zweimal verabfolgt und zwar für den Herbst, womöglich schon im Juli oder August, denn wer zu spät kommt, erhält nichts, da die Zahl der Dorfgemeinden, welche junge Obstbäume verlangen, sehr groß ist. Die Eingabe darf nicht von einzelnen Personen gemacht werden, sondern vom Schulzenamt auf Gemeindebeschluss. Wenn z. B. Elisabeththal im Laufe von 6—8 Jahren jährlich 1000—1500 junge Bäume erhält und diese so verteilt werden, daß jeder Wirt jedes Jahr 10—12 Bäume pflanzt, so hat er nach 6—8 Jahren einen schönen Obstgarten. Wir hoffen also, daß die näher bei Tiflis liegenden Kolonien schnell eine Eingabe, machen um noch im Herbst die ersten Obstbäume bekommen zu können.

Persien.

Eine geschichtlich-geographische Skizze aus der „St. Pet. Stg.“

Von allen den großen Reichen, welche im Orient geblüht haben, war Persien ohne Zweifel eines der mächtigsten. Zur Zeit seiner Blüte umfaßte das alte Persische Reich ganz Vorderasien, Aegypten und den größten Teil der Balkanhalbinsel. Alexander der Große machte bekanntlich dem Reich der Achämeniden ein Ende. Nur 90jähriger Herrschaft kam 240 v. Chr. die erste nationale Erhebung, der Parterstaat, welchem die Sassaniden folgten, unter welchem das Reich einen hohen Aufschwung nahm. Durch innere Streitigkeiten morsch geworden, erlag es 651 den streitbaren Khalifen von Bagdad, und an die Stelle der Religion Zoroasters trat der Islam. Mehrere mohamedanische Dynastien folgten einander, bis dann der Herrschaft des Islam von den wilden Scharen Dschingis-Chan ein Ende gemacht wurde. 1405 nach dem Tode Timur fiel Persien in die Hände der Turkmener, bis 1502 wieder ein eingeborener Herrscher den Thron bestieg. Es war dies Ismael Sasi, welcher neben dem nationalen Banner zugleich das der schiitischen Lehre entfaltete und sich dadurch in Gegensatz zu dem größten Teil der übrigen mohammedanischen Welt setzte. Die bedeutendsten persischen Könige seit jener Zeit sind Schah Abbas und Schah Nadir gewesen. Der erstere hatte die unbändigen Stämme seines Reichs so gewaltig niedergehalten, daß auch noch lange nach seinem Tode Ruhe und Frieden im Lande herrschte. Zur Zeit Nadir Schahs umfaßte Persien auch das jetzige Afghanistan, das sich nach dem Tode dieses Herrschers jedoch selbstständig machte. Durch die Besiegung der Afghanen waren die indischen Rasse in die Hände Nadirs gelangt, und diese günstige Lage nutzte er aus, um das Timuridenreich in Indien zu erobern, von wo er mit unermesslicher Beute beladen, unter welcher sich auch der berühmte Placentron befand, in die Heimat zurückkehrte. Nach der Ermordung Nadir Schahs im Jahre 1747 geriet Persien durch Thronstreitigkeiten in die größte Verwitung, bis es 1794 Aga Mohammed Chan, dem Führer des schiitischen Türkenstammes der Stadtscharen von Masendaran, nach heftigen Kämpfen gelang, eine neue Dynastie zu gründen, deren Nachkommen noch heute auf dem Thron Persiens sitzen. Die Regierung Mohammed Aga Chans, des Gründers der jetzigen Dynastie, war eine der glänzendsten in der neueren Geschichte Persiens. Sein Nachfolger und Neffe, Fattali Schah, spielte

zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine gewisse Rolle in den Plänen Napoleons gegen England. Napoleon schickte General Gardanne — von dieser Mission an datiert übrigens die wissenschaftliche Erforschung Persiens — um den Schah zu einem Angriffe auf die britischen Festungen in Indien zu bestimmen. Die englische Regierung bekam aber davon Wind, sandte ihrerseits den General Malkolm ab, und erkaufte die Neutralität Persiens durch eine jährliche Subsidie von 25 000 Frances, worauf die französische Gesandtschaft nach mehrmonatigem vergeblichem Aufenthalt das Land verließ. Nach Napoleons Sturze stellten dann die Engländer plötzlich die weiteren Zahlungen ein. Da Fattalis ältester Sohn vor ihm gestorben war, so folgte auf ihn sein Enkel Mohammed, ein schwacher und träger Fürst, und auf diesen im Jahre 1848 dessen Sohn Schah Nassreddin, der am ersten Mai 1896 sein Leben durch die mörderische Kugel eines Mitgliedes der Sekte der Babi aushauchte.

In die Zeit Fattali Schahs fallen die unglücklichen Kämpfe mit Rußland. Nachdem Persien den Kämpfen Rußlands mit der russischen Heere im Laufe des 19. Jahrhunderts auch ostwärts vom Kaspischen Meere und in Transoxanien, dessen Staaten einer nach dem anderen die Herrschaft der Eroberer anerkennen mußte, bis dann endlich die letzten freien Turkmenerstämme dem Russischen Reich erlagen. Während noch um die Wende des 19. Jahrhunderts die persischen Schahs bis in die Gegend nördlich vom Kaukasus herrschten und das heute so berühmte Petroleumgebiet von Baku sich in persischen Händen befand, auch auf dem Kaspischen Meere fast nur persische Schiffe ihre Flagge zeigten, nennt Persien heute nur noch das schmale, aus schwer zugänglichen Hochgebirgen bestehende Südgrenze des Kaspischen Meeres sein und auf den Fluten dieses größten aller Binnenseen darf es keine Kriegsschiffe unterhalten, während jetzt hier ausschließlich Rußland gebietet. Einst blühte in Persien die Gesittung, und es wurde ihm leicht, die immer wieder einbrechenden Barbaren zu überwinden, jetzt liegt Persien in Barbarei verjunken. Es gleicht einem baufälligen, alten Palaste, dessen Bewohner nicht mehr die Mittel zu seiner Wiederherstellung besitzen. (Schluß folgt.)

Die deutschen Siedlungen an der Wolga.

(I. Fortsetzung.)

Zur Einrichtung von Wohnhäusern, Wirtschaftsgebäuden, Kirchen und Schulhäusern lieferte die hohe Krone die nötigen Baumaterialien, sofern sie nicht an Ort und Stelle zu haben waren. Ebenso bekam jede Familie 2 kalmdische Pferde, 1 Kuh, 1 russischen Pflug, 1 Egge, 1 Weil, 1 Spaten, 1 Bohrer, 1 gewöhnlichen einrädrigen russischen Wagen, die erforderliche Menge Saatgetreide, Geldvorschüsse und überhaupt alles, was zur ersten Einrichtung unentbehrlich war. Die Auslagen der hohen Krone beliefen sich denn auch auf die nicht unbedeutende Summe von 5 199 813 Rbl. 23 Kop., welche den Kolonisten als Schuld angerechnet wurde, die sie nach und nach abzahlen sollten. Durch Allerhöchsten Befehl vom 20. April 1782 wurden von dieser Schuld freilich 1 210 197 R. erlassen, darunter 1794 Rbl., welche für die den kranken Mitgliedern der eingewanderten Familien geleistete ärztliche

Hilfe verauzgabt worden waren, und 20 382 Abl., welche auf dem Schuldkonto der in den ersten Jahren nach der Ansiedlung von den Kirgisen in die Gefangenenschaft fortgeschleppten Familien standen! Die Zurückstattung dieses Vorschusses sollte jedoch hernach den Kolonisten verhängnisvoll werden—dank dem Eigennutz der mit Einklassierung der Ausstärke betrauten Beamten, wie wir später sehen werden. — Trotz all' dieser Zuverlässigkeit und Hilfe, wußten die Alten zu erzählen, war die Lage der Kolonisten eine lange Zeit hindurch eine verzweifelte. Alles war so wild und fremd, daß sich nur Männer und auch diese nie vereinzelt, sondern stets 5—10 an der Zahl, und dabei immer bewaffnet, weiter ab von ihren Dörfern zu entfernen wagten. Auf der Bergseite, dem rechten Ufer der Wolga, konnten sogar die Feldarbeiten nicht anders verrichtet werden als in größeren, bewaffneten Gruppen. Die Gefahr, welche den Kolonisten seitens wilder Tiere drohte, war klein im Vergleich zu derjenigen, welche umherstreifende Räuber, entlaufene Sträflinge, Zigeuner und Kalmücken bedingten. Bisweilen lagerten ganze Scharen von diesen halbvertierten Wüstlingen—50 bis 100—in der Nähe einer Kolonie. Am Tage durchstreiften sie als Bettler die Gegend, stahlen dabei alles, was ihnen unter die Finger kam; in der Nacht raubten sie, wessen sie tags nicht hatten habhaft werden können. Vieh wurde in großer Zahl fortgeschleppt; aber viel schlimmer noch war der Kinderraub, welcher nicht wenigen Familien tiefstes Herzeleid bereitet hat. Und diese Horden überwinterten häufig sogar in nächster Nähe der neuen Siedlungen, indem sie ihre Zelte oder Jurten mitbrachten und es sich in ihnen bei Raub und Diebstahl wohl sein ließen. Die Lage der Kolonisten wurde 5 Jahre nach ihrer Ansiedlung noch um vieles schwieriger: der Aufwiegler Pugatschew durchzog vom 9.—13. August 1774 auch die Wolgakolonien, raubte und plünderte, was ihm gefiel, zerstörte und brannte nieder, was ihm nicht gefiel und mordete alle, die sich ihm widersetzten. Am meisten hatte die vereinzelt liegende wohlhabendere Kolonie Sfarepta zu leiden, alle Türen, Möbel, Öfen, Dielen und Fenster in den Häusern waren auseinandergebrochen und in kleine Stücke zer schlagen; die Fußböden aufgegraben und die Zimmer mit Trümmern und Erde angefüllt. Sämmtliches Geschirre und der ganze Mundvorrat war verschwunden; Fabrik- und Manufakturmaschinen sowie die Werkzeuge der Handwerker waren theils zertrümmert, theils samt verschiedenem Kleinkram im Hause zusammengeworfen, die Keller aufgebrochen und die Wareniederlage des Magazins, die Vorräte des Gasthauses und der Lichtfabrik geraubt oder verdorben; von der Apotheke blieben nur noch die Scherben der Arzneigläser nach; Getreide, Mehl und Dainen aus Pflügen und Kissen bedeckten den Boden des ganzen Ortes; in der Kirche fand man die Draperien zerrissen, Knechtchen, Orsel und Fortepiano kurz und klein geschlagen, viele Gegenstände geraubt und die wertvolle Bibliothek umgeworfen, viele Bücher total zerlegt. Der Verlust, welchen die eine Kolonie Sfarepta allein schon durch die Plünderung Pugatschew's erlitten hat, beläuft sich auf 70 000 Abl. Die Nachwirkung dieses Vernichtungs- und Raubzuges hat sich jedoch auch in den übrigen Kolonien im Laufe von vielen, vielen Jahren fühlbar gemacht. Nicht weniger hatten die Ansiedler mit den klimatischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Typhus und Wechselfieber waren noch bis über das Jahr 1825 hinaus gleichsam heimisch unter den Kolonisten und hielt der Tod reiche

Ernte. In der ersten Zeit waren genau genommen alle krank, bedingt durch die in jeder Hinsicht veränderte Lebensweise. Dazu kam noch das unaufhörlich nagende Heimmweh, an welchem auch so mancher langsam dahinsiechte. Die Unkenntnis der Bodenbeschaffenheit und der klimatischen Verhältnisse machte den Kolonisten im Anfang ihrer Ansiedlung sehr viel zu schaffen: bald säeten sie irgend einen Samen zu früh, bald zu spät aus, bis sie sich allmählich mit den örtlichen Bedingungen bekannt gemacht hatten. Gänzliche Mißernten waren denn auch, namentlich in den ersten Jahren, eine unvermeidliche Folge dieser Unkenntnis, nicht aber die Faulheit oder Verzärtelung, wie verschiedentlich behauptet worden ist, wovon ja nicht mehr die Rede sein kann in Fällen, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelt. So behaupteten denn auch jeinerzeit, als Bauers Vater seine Aufzeichnungen machte, alte Leute, daß gerade die „herrschaftlichen Leute“ unter den Ansiedlern, „die Laghofen- und Schnallschuhträger“ stets die ersten bei der Arbeit und in allem Guten die Ratgeber- und Vorgänger gewesen seien, und daß überhaupt alle gemeinsam gewirkt und gegen den drohenden Untergang gekämpft hätten. Noch ein Umstand kam hinzu, der die Schaffensfreudigkeit der neuen Ansiedler lähmte: das von irgend jemand leichtfertigerweise verbreitete unbegründete Gerücht von der bevorstehenden Zurückbeförderung der Kolonisten in ihre alte Heimat. Dieses Gerücht wurde durch geheime Boten schriftlich von einer Siedlung zur andern gebracht und rief eine große Bewegung in ihnen hervor. Als man jedoch durch energische Maßregeln seitens der zuständigen Behörden von der Richtigkeit dieser Hoffnung überzeugt worden war, die ersten Schrecken und Nöte überwunden und sich mit den lokalen Verhältnissen einigermaßen vertraut gemacht hatte, trat endlich eine gedeihliche Periode in der Entwicklung der Kolonien ein. Vieles wurde nun nach ausländischer Art eingerichtet: holländische Windmühlen erbaut, wo es nicht möglich war, Wassermühlen anzulegen; die kleinen „Kreuzhäuschen“ und unbequemen Wirtschaftsgebäude durch bessere, sowie der Hacken- durch den deutschen Scharpflug, die Sichel durch die Messense und der schwerfällige russische Stangen- durch den deutschen Leiter- oder Deichselwagen ersetzt; bei den Holzarbeiten für die Wirtschaft wurde dem Beile das Schnitmesser nebst Schnitzbank beigelegt; das Spinnrad wurde angefertigt und in Anwendung gebracht; es entstanden Ölmühlen, Gerbereien, Webereien und Färbereien; auch das Handwerk fand immer mehr Verbreitung: bald gab es allerorten zahlreiche Schuster, Schmiede, Tischler, Wagenbauer und dgl. m. Die Viehzucht wurde, nachdem bis zu einem gewissen Grade Sicherheit eingetreten war, bei der reichlich vorhandenen Weide mit Erfolg betrieben. Der Kuh- und Pferdewist lieferte ein vortreffliches Heuzmaterial—der Boden, noch reich an Pflanzennahrung bedurfte nämlich ein Jahrhundert lang des Düngens nicht—und wurden infolgedessen die Waldbestände erhalten. Auf der Wiesenseite der Wolga machten die eingewanderten Holländer Versuche mit dem Tabakbau und erzielten damit erfreuliche Resultate, so daß dieser Zweig der Landwirtschaft bald eine Quelle bedeutenden Wohlstands für viele Ansiedler wurde. Auch der Anbau von Kartoffeln gelang und gewährte der Hauswirtschaft der Kolonisten eine unschätzbare Stütze. Von Getreidearten erzeugte der kräftige Boden außer Roggen, Gerste, Hafer und Hirse namentlich Weizen in reicher Fülle. Dieses Produkt gab nebst dem Tabak bald Veranlassung zur Begründung



eines erspriesslichen Handels mit den Städten an der Wolga einerseits und zu Lande mit den umwohnenden asiatischen Völkern: Kirgisen, Kalmücken, Tataren u. a. andererseits.

(Fortsetzung folgt.)

A. F.

Handwerkerlehrlingsheim in Dorpat.

Vom „Deutschen Verein“ in Dorpat erhielten wir folgende Zuschrift: Dorpat, den 23. Juni 1908: „Auf Beschluß des Verwaltungsrats des Deutschen Vereins in Livland ist kürzlich ein Handwerkerlehrlingsheim in Dorpat gegründet worden, das deutschen Lehrlingen Unterkunft, Beköstigung, Bekleidung und vor allem Erziehung bieten soll. Die Eröffnung findet am 10. August 1908 statt. Wir beehren uns Ihnen, hochgeehrte Redaktion, gleichzeitig hiermit die Regeln dieses Heims zu übersenden^{*)}, aus denen Sie freundlichst ersehen wollen, in welcher Weise die Heranbildung der Zöglinge zu tüchtigen Handwerkern erstrebt wird. Der Deutsche Verein in Livland übernimmt die Reisekosten und sämtliche in den Regeln näher bezeichneten Kosten während der Lehrzeit der Knaben, deren Eltern oder Vormünder nur die erste Einkleidung zu beschaffen haben. Dagegen muß dem Deutschen Verein die elterliche Gewalt während der Lehrzeit, insbesondere das Recht, den Lehrling zur Erfüllung seiner vertragmäßigen Pflichten dem Lehrmeister gegenüber anzuhalten, eingeräumt werden. Sollten Ihnen Deutsche bekannt sein, die bereit sind, ihre Kinder unter diesen gewiß als sehr günstig zu bezeichnenden Bedingungen dem Handwerkerlehrlingsheim in Dorpat anzuvertrauen, so ersuchen wir Sie höflichst, uns sobald als möglich benachrichtigen zu wollen über 1) die Personalien des Bewerbers, 2) seine Schulkenntnisse, 3) die Art des Handwerks, das er erlernen möchte und 4) die Höhe der Reisekosten. Wir werden nicht unterlassen, Ihnen umgehend zu antworten, ob, eventuell wann, wir dem Bewerber eine seinem Wunsche entsprechende Lehrlingsstelle und die Aufnahme in das Heim zusichern können. Endlich bitten wir Sie, hochgeehrte Redaktion, uns Adressen von Personen freundlichst aufzugeben zu wollen, bei denen Sie Interesse für die in Rede stehende Angelegenheit voraussetzen und die Ihrer Aufsicht nach in der Lage wären die erforderliche Vermittelung zu besorgen.

Im Namen und Auftrage des Vorstandes der Dorpater Ortsgruppe des Deutschen Vereins in Livland: E. v. Niehoff.

Landwirtschaft und Gartenbau.

Bienerverstand. In dem Streit über das Maß der Intelligenz bei den Bienen, denen u. a. auch der belgische Dichter-Philosoph Märlind ein eingehendes Studium und ein zugunsten ihrer Klugheit sprechendes schönes Buch gewidmet hat, nimmt nun der französische Forscher Gaston Bonnier eine die höheren geistigen Eigenschaften der Bienen offen verachtende Stellung ein. Als Beispiel teilt er in den Besichtigungsberichten der Pariser Akademie der Wissenschaften mit, daß er Anhaltspunkte für eine Art von Verständigungsvermögen bei ihnen gewonnen habe. Er legte in seinem Garten Zuckersüße aus, denen die schwachen Freßwerkzeuge der Bienen nicht beizukommen vermochten, zeichnete jedoch die Tierchen, die sich daran abgemüht hatten, um sie wieder zu beobachten. Er sah sie nach ihrem Stoch zurückfliegen

und etwa eine Stunde darauf mit Verstärkungen zurückkommen, und zwar auf dem Umwege über einen Brunnen, wo sie sich einen genügenden Wasservorrat eingepumpt hatten, um mit seiner Hilfe an der Zuckeroberfläche Sirup zu erzeugen, den sie nach ihrem Heim zurücktrugen. Andere Versuche haben Bonnier überzeugt, daß einzelne Meldungen über aufgekündete Honigschäge erstatten können, und ihn zu der Ansicht gebracht, daß die Zahl der Arbeitsbienen, die zur Vergung des Gutes ausgesandt werden, stets im Verhältnis zur Menge des einzuheimsenden Honigs steht.

Über einen **sonderbaren Fang eines Bienenschwarms** berichtet aus Assern bei Riga (Livland) der „Prib. Krai“ folgendes: Am 24. Juni flog ein Bienenschwarm über die Station Assern. Ein Stationswächter hielt den Schwarm mit einigen Sandwürfen auf, wobei der ganze Schwarm sich auf seinen Kopf und sein Gesicht festsetzte. So bedeckt begab sich der Wächter zu einem benachbarten Junker, der den Bienenschwarm in ein Häuschen sperrte. Nicht eine einzige der Bienen stach den Wächter!

Milch und Haus, Erziehung und Gesundheitspflege.

Ratschläge gegen die Hitze veröffentlicht im „Neuen Wiener Tageblatt“ ein Wiener Arzt. Wir entnehmen ihm folgendes: Im Sommer gibt es manches zu raten und vor manchem zu warnen. Da ist vor allem die schwierige Frage: Was tut man gegen die Hitze? Nun, nicht viel, aber doch etwas. Bei der Kleidung muß der Schutz gegen die Hitze beginnen. Das Selbstverständliche sei hier übergangen und nur erwähnt: wer es über sich bringen kann, den Vorschriften einer hohen Toilettenkunst nicht völlig zu entsprechen, der trage im Sommer keine Leinenhemden. Sie sind undurchlässig und legen sich, naß geworden, dem Körper an, fast wie ein Dunstverband, und tragen sehr dazu bei, die Hitze unerträglich zu machen. Trikots wirken sehr gut. Unter denen, die abends am Stammtische — im Freien natürlich — die Lage erörtern, gibt es immer zwei Parteien: die einen behaupten, tagsüber wegen der Hitze wenigstens zwanzig Krügel trinken zu müssen, und die anderen erzählen, sie trinken gar nichts, weil sie so weniger schwitzen. Sie haben beide recht und dennoch liegt die Wahrheit in der Mitte. Die nichts trinken, schwitzen freilich wenig. Aber das Schwitzen gehört ja nicht zu den Qualen des Sommers. Es ist bloß ein Hilfsmittel der Natur, die so die Körpertemperatur reguliert und den Körper vor einem Zuviel an Eigenwärme bewahrt. Und um transpirieren zu können, muß man trinken. Allerdings nicht zwanzig Krügel. Aber wo ist der Mensch, der zwanzig Krügel Wasser trinkt? Das Bier unterstützt hier den sehr entschuldbaren Grund dieser Leute, ihren Durst stillen zu wollen. Man muß auch im Sommer nicht zwanzig Krügel Bier trinken, weniger tut es auch, und sogar Wasser löst den Durst. Säuerliche Getränke leisten hier die besten Dienste. Nun gibt es aber viele, die nicht viel trinken dürfen, auch Wasser nicht, und vor allem nichts Kaltes. Für die ist die Frage schon schwieriger. Sie müssen ihren Durst durch abgestandenes Wasser oder Limonaden oder Tee löschen. Kalte Getränke sind für einen empfindlichen Magen immer eine Gefahr. Aber man weiß auch, daß fetter Speisen, etwa viel Butter, das Bedürfnis nach Flüssigkeiten herabsetzen, und das man das lokale Durstgefühl im Munde durch

^{*)} Liegen zur Kenntnisnahme in der Redaktion aus. Die Red.

Spkungen befriedigen kann. Gesunde aber sollen trinken, wenn auch nicht übermäßig. Und wie soll man über das Baden denken? Kalte Bäder wirken gewiß erfrischend. Aber eine länger andauernde Abkühlung bringen auch sie nicht hervor. Da wirken fast noch laue Bäder, namentlich Duschen, besser und lassen nicht das Gefühl auskommen, das man nach einem kalten Vollbade so häufig hat: daß einem nun noch heißer sei als früher. Eine besondere Gefahr bedeutet der Sommer immer für die Masse, namentlich für Truppen auf dem Marsche. Hier sind spezielle Vorsichtsmaßregeln nötig. Über eine marschierende Truppe lagert sich immer eine Wolke von Dunst und Staub und die in ihr dahinschreitenden Soldaten laufen Gefahr, vom Nitzschlage befallen zu werden, selbst wenn sie nicht direkt der Sonne ausgesetzt sind. Denn der Nitzschlag kann auch in einem geschlossenen Raum, in den kein Strahl der Sonne dringt, seine Opfer finden. Für die marschierende Truppe sind häufiges Masten, das Lockern der Reihen und vor allem genügend Wasserversorgung der Mannschaften sichere Präventivmaßregeln.

Altes und Neues über die Seerkrankheit. Es ist zweifellos, daß die Seerkrankheit vor allem von einer Gleichgewichtsstörung infolge der Schwankungen des Schiffes abgeleitet werden muß. Alle Lebewesen sind in gewisser Beziehung zur Seerkrankheit disponiert, so daß z. B. auch alle Tierklassen von ihr befallen werden können. Unter den Menschen gibt es nur wenige, die sich rühmen können, wirklich gegen die Seerkrankheit fest zu sein, ausgenommen Säuglinge und ganz kleine Kinder, die selten die Symptome dieser Seerkrankheit zeigen. Der Organismus gewöhnt sich allerdings bald an die Schwankungen des Schiffes, doch pflegen auch alte erfahrene Seeleute bei stark bewegter See nicht völlig frei davon zu sein. Die als Schlingern und Stampfen bezeichneten Bewegungen des Schiffsrumpfes verursachen in erster Linie den Ausbruch der Krankheit. Aber das Wesen der Seerkrankheit ist man bisher noch nicht einig geworden. Viele Vertreter der Wissenschaft nehmen seelische Momente an, die anderen glauben, daß durch die Gleichgewichtsstörung ein Reiz auf das Gehirn und die Unterleibsorgane stattfindet, endlich glaubt man, das Wesen der Krankheit in Störungen des Blutkreislaufes, nämlich abwechselnder Mitleere und Blutfülle bestimmter Körperteile suchen zu müssen. Seit längerer Zeit verwendet man gegen die Seerkrankheit als wirklich linderndes Mittel das Brom, und zwar in Form seiner Salze: Bromnatrium und Bromkalium. Diese Präparate müssen aber in derartig hohen Gaben genommen werden, daß schon die ersten Grade von Bromvergiftung sich zeigen. Die starken Betäubungsmittel wie Chloralhydrat, Opium usw. bewirken allerdings vorübergehend Ruhe, indem sie einschläfern, aber die Beschwerden treten später umso heftiger wieder auf. Ferner können diese Mittel auch leicht Schädigungen des Körpers hervorbringen. Neuerdings ist von einem Schiffsarzt des Norddeutschen Lloyd in der „New-Yorker Medizinischen Wochenschrift“ ein völlig unschädliches Mittel, das Bromural, empfohlen worden, das in seiner Wirkung zwischen den Brompräparaten und narkotischen Mitteln steht und keinerlei schädliche Einflüsse auf den Organismus ausüben soll. Es hält den Brechreiz hinten und beseitigt den Kopfschmerz. Am besten wird das Mittel, das in den Apotheken erhältlich ist, prophylaktisch vor der Ausreise oder sofort nach Beginn der Reise genommen. Wenn auch die Seerkrankheit niemals zu dauernden Schädigungen

der Gesundheit oder sogar des Lebens führt, so wird sie doch gerade deshalb unangenehm empfunden, weil sie naturgemäß in die Zeit fällt, die man dazu bestimmt hat, dem Körper als Erholung zu dienen und weil man gerade von dem Aufenthalt auf hoher See eine besondere Erfrischung und lebhafteste Reizeindrücke erhofft.

Literatur und Kunst.

„Fräulein.“

Skizze von Hedwig Stephan.

Liesbeth Wollrabe hatte sich mit der Tatsache abgefunden, eine alte Jungfer zu werden, und zwar weit früher, als dies gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Denn mit achtundzwanzig Jahren hofft doch noch manche Maid auf Brautkranz und Schleier und denkt nicht entfernt daran, etwa den Inhalt ihres „Hautsterkastens“ an jüngere Jahrgänge zu vererben.

Liesbeth Wollrabe indes hatte man es gerade nicht an der Wiege gesungen, aber doch im Backsjalter so ziemlich klar gemacht, daß ihre äußeren Reize sowohl wie ihr Vermögen für einen Ehegatten kaum ausreichend sein würden, und daß sie unbedingt etwas Ordentliches lernen müßte, um sich später selbständig durchs Leben zu schlagen.

Die „besseren“ Frauenberufe boten damals noch nicht so viel Auswahl wie heute — eigentlich kamen nur die Handelsschule oder das Seminar in Betracht. Liesbeth wählte das letzte, weil sie viel Verständnis und Zuneigung für Kinder und auch eine nicht zu erschütternde Sanftmut und Geduld besaß — Eigenschaften, die für eine Lehrerin zwar sehr wünschenswert, aber doch nicht besonders geeignet waren, ihr die Bernjahre im Seminar zu erleichtern.

Immerhin bestand sie das Examen leidlich gut und hatte auch das Glück, in der Privatvorbereitungsschule von Fräulein Diethof gleich eine Anstellung zu bekommen.

Und in den acht Jahren, die sie jetzt dort war, hatte es noch keinen Tag gegeben, an dem sie mit ihrem Beruf unzufrieden gewesen wäre.

Sie hatte niemand sonst, den sie lieben konnte, und so verteilte sie denn den ganzen Schatz von Güte und Wärme, den sie im Herzen trug, an die Buben und Mädchlein, die sie so von Fibel und Einmaleins bis zum Dezimalbruch und Haupt- und Nebenjah brachte.

Für alle die kleinen Leiden, die doch ein Kindergemüt oft so schwer bedrücken, hatte sie Interesse und ein Wort des Trostes. Wer seinen Schieferlist verloren hatte, oder das Rechenheft vergessen, oder gar das Frühstück, kam vertrauensvoll zu Fräulein Wollrabe — die wußte immer guten Rat, half suchen und trocknete Tränen und war überhaupt die „Allerbeste“. Und seit Liesbeth wußte, daß man sie so nannte, da hätte sie mit keiner Prinzessin tauschen mögen. Auch Fräulein Diethof, die Schulpfleherin, sah in Liesbeth Wollrabe eine unentbehrliche Stütze der Anstalt. Was hätte man beispielsweise ohne sie wohl mit Wolfgang Köppel anfangen sollen!

Besagter Wolfgang war eine Waise, eben frisch vom Lande gekommen, hatte noch so gut wie gar keinen Unterricht gehabt, und die Tante, die ihn anmeldete, äußerte lebhafteste Bedenken bezüglich der Schuldisziplin.

Fräulein Diethoff meinte zwar mit überlegenem Lächeln: „Es würde schon werden,“ aber es wurde durchaus nicht.

In den ersten Tagen lief Wolfgang regelmäßig aus dem Unterricht fort, und als man schließlich die Schulzimmertür abschloß, saß er mit geballten Fäusten und festgeschlossenen Lippen da, und weder Bitten noch Drohungen vermochten eine Silbe aus ihm herauszupressen.

Die Schulpflegerin, die die „Neuen“ in den ersten Wochen immer unter persönlicher Leitung hatte, war außer sich.

Dieser kleine Wilde machte schließlich auch die anderen Kinder noch rebellisch — der Ruf der Schule stand auf dem Spiel — sie beriet mit den Lehrerinnen, was mit dem Trotzkopf zu tun sei, und versprach sich wenig Erfolg davon, ihn Liesbeth Wollrade, die darum gebeten hatte, auf ein paar Tage allein zu überlassen.

Aber das Unerwartete geschah — Liesbeth fand einen Weg in das verstockte und verwahrloste Kinderberg — mit unermüdetester Geduld und Nachsicht und mit sehr, sehr viel Liebe.

Sie erreichte es sogar, daß Wolfgang sich bei den anderen Lehrerinnen ebenfalls leidlich gefittet benahm, wenn auch Fräulein behauptete, „er wäre ein ganz adormer Charakter“.

So konnte er es absolut nicht vertragen, „Wölschen“ genannt zu werden, ein Schmeichelwort, das die Vorsteherin gern anwandte. — Wenn sie phantastische Hiftörchen zum besten gab, schnitt er Gesichter oder meinte: „Ach, das ist ja Kohl!“, und einmal, als sie ihn zwingen wollte, zu verraten, wer ihm vorgesagt hatte, erwiderte er empört: „Aber Fräulein, ich bin doch 'n ausländiger Mensch!“

Natürlich war ihm Fräulein Diethoff doher nicht besonders grün, und er wäre, da seine Leistungen keineswegs als glänzend gelten konnten, wohl kaum versetzt worden, wenn nicht Liesbeth Wollrade sich in der Konferenz ganz energisch für ihn verwandt und dafür gutgesagt hätte, daß er in der 2b mitkommen würde.

Seitdem ihm die Vorsteherin bei Verteilung der Zensuren dies nebst einer ersten Vermahnung mitgeteilt hatte, war sein Leckenier geradezu rührend. Und auf die Zärtlichkeit, das unumschränkte Vertrauen, das der schöne, seltene Junge Liesbeth entgegenbrachte, war sie viel stolzer, als sie den Kolleginnen, die sie manchmal damit necken, eingeländ.

So gingen die Tage für Liesbeth in ruhigem, freundlichem Gleichmaß hin, und sie dachte an keine Veränderung.

Wieder kam Ostern, das die unterste Klasse wieder mit einer Zahl schüchternen „i-Männchen“ füllte; es kamen warme Frühlingstage, die erste Hitzewakanz und dann die großen Ferien.

Diesmal wollte sich Liesbeth „etwas antun“, denn der ungewöhnlich heiße Juni hatte sie ein wenig matt gemacht. Von einer Kollegin erfuhr sie die Adresse einer besonders billigen Pension im Oberharz und mietete sich dort auf fünf Wochen ein.

Außer ihr wohnten bei der vermietenden Pastorswitwe noch ein Duzend Lehrerinnen und ein leicht leberleidender Registrator aus dem Kriegsministerium. Die Lehrerinnen waren durchweg blaustrümpfig, verdorrnet und unliebenswürdig, und Liesbeth mit ihren hellen braunen Augen und ihrer ruhigen Heiterkeit stach wohlthuend von ihnen ab.

Dem Registrator fiel dies ebenfalls auf, und die Sanftmut, mit der „die Neue“ die kleinen Bosheiten ihrer Mitpensionärinnen hinnahm, war ihm aufs äußerste sympathisch.

Dazu kam dann das tägliche „Aufeinanderangehissen sein“ die gemeinsamen Spaziergänge, vielleicht auch die warmen Strahlen die Lust und Sonne auf Liesbeths Wangen zauberten — kurz, eines schwülen Abends fragte der Registrator, ob sie seine Frau werden wolle.

Liesbeth war so erschrocken, daß sie gar nicht antworten konnte, und der Bewerber, der glaubte, sie wäre vom Glück überwältigt, nahm sie einfach in den Arm und küßte sie.

Nun hatte Liesbeth nicht mehr den Mut, nein zu sagen, denn sie war der etwas veralteten Ansicht, daß auf einen Kuß unweigerlich eine Verlobung folgen müsse.

So kam sie denn als Braut aus den Ferien zurück, zum grenzenlosen und fast beleidigenden Erlaunen von Fräulein Diethoff.

„Nein, solch Glück!“ sagte die Schulpflegerin.

„Solch Glück!“ sagten die Bekannten und Kolleginnen. Und „solch Glück!“ hätte es eigentlich in Liesbeths Herzen wiederhallen müssen.

Denn ein Glück war es entschieden für sie, das unterlag ja gar keinem Zweifel.

Nun konnte der witzige Onkel Hermann sie doch nicht mehr mit der stehenden Redensart begrüßen: „Na, Liese — auch immer noch Fräulein?“, nun brauchte sie des Morgens nicht mehr um Punkt halb sieben aufstehen und in Sturm und Regen oder bei prallem Sonnenbrand nach der Schule traben. Dafür konnte sie dem Registrator seine Leibgerichte kochen — die er ihr schon sorgfältig aufnotiert hatte — durfte ihm das Unterzeug stopfen und ihn pflegen, wenn er krank wurde. Das war doch entschieden eine weit segensreichere Tätigkeit, als dummnen Kleinen Kindern das Abbe beibringen. Wenigstens meinte es Tante Ottilie, die seit 18 Jahren Witwe war und es daher genau wissen mußte, und Liesbeth gab sich die redlichste Mühe, das auch einzusehen.

Aber es wurde ihr ganz schrecklich schwer.

Sie durfte kaum an den Abschied von der Schule denken, dann schossen ihr schon die Tränen in die Augen.

Wenn nun so ein jahriges, junges Ding, frisch aus dem Seminar, an ihre Stelle trat, die mit den Kindern nicht recht umzugehen verstand — ja, das ging doch einfach gar nicht!

Was sollte denn da mit der schüchternen Miese aus 3b werden, die so nahe am Wasser gebaut hatte, daß man sie nicht mal schief ansehen durfte, und mit Werner, dem Beizeflischen, dem sie jeder Tag einen Griffel vorzen mußte? Und Wolfgang Köppel erst, ihr Liebling und Schmerzenskind — es war ja absolut unmöglich, daß er ohne ihren Bestand die Abgangsprüfung bestand! — — —

Sie zog stets ihren Ring ab, wenn sie die Schule betrat, denn sie hatte eine ängstliche Scheu vor den vielen klaren, neugierigen Augen — und außerdem, wozu brauchten die Kinder jetzt schon zu wissen, daß sie fortging?

Es mußte aber doch etwas von dem bedeuftamen Ereignis in der Schule durchgesickert sein, denn die Kinder schickten und tuschelten, wenn Liesbeth in die Klasse trat. Wolfgang Köppel sah sie manchmal von der Seite an, und sein mürrisches, einsilbiges Wesen war direkt auffallend.

Eines Tages in der Dämmerstunde traf Liesbeth ihren Verlobten im Stadtgarten. Sie setzten sich auf eine einsame Bank, und der Registrator, der sich heute besonders frisch fühlte, bekam eine seiner Zärtlichkeitsamwandlungen, die Liesbeth stets

nur mit äußerstem Widerstreben über sich ergehen ließ. Und als sie nun gar noch hinter sich im Gebüsch Rascheln und Klüstern zu hören glaubte, da riß sie sich heftig los und lief dem verblüfften und schwer getränkten Liebhaber einfach davon.

Am nächsten Morgen wurde in der 2a Klassenarbeit geschrieben, und Liesbeth bemerkte mit Befremden, wie unaufrichtig Wolfgang Köppel war. Ihre mißbilligenden Mienen schien er gar nicht zu beachten, und für ihren Tadel hatte er nur ein trotziges Achselzucken.

Als sie ihn mittags zur Rede stellen und, wie immer, ein Stück Weges mit ihm zusammen gehen wollte, war er schon fortgelaufen.

Wolfgang's Arbeit war so schlecht, daß eine zweite ebensolche die Vergebung in Frage stellen mußte, und am folgenden Vormittag in der Pause nahm Liesbeth ihn mit sich ins Konferenzzimmer.

Er folgte widerwillig, und stand, ohne zu antworten, mit gesenktem Kopf vor ihr.

Sie redete ihm gut zu, sahte schließlich seine Hand, und hob ihm sanft den Kopf empor.

„Wolfgang, sag', was ist mit dir? Hast du mich denn kein bißchen mehr lieb?“

Da stieg ihm eine dunkle Röthe bis unter die dicken braunen Locken.

„Ne, Fräulein — nee! Weil Sie ja doch weggehen wollen — und — und überhaupt — wenn Sie sich von einem küßten lassen!“ stieß er heraus, in einem seltsamen Gemisch von Trauer und Verachtung. . .

Dann riß er sich los, warf sich lang auf die Erde, schluchzte, daß alles in ihm zuckte und zitterte, und stammelte dazwischen immer nur: „Fräulein! Ach Fräulein!“

Und Liesbeth wußte nichts Besseres zu thun, als bei ihm niederzuknien und mitzweinen.

Aber wie sie nun beide so trauernd nebeneinandersaßen, da raffte sich Liesbeth zu einem großen befreienden Entschluß auf. Geheint hatte er ja schon lange, aber Wolfgang's Tränen hatten ihn zum Reifen gebracht.

Und mit einem Male kam es ihr ganz lächerlich und verkehrt vor, daß sie, Liesbeth Wollrabe, noch hatte „junge Frau“ werden wollen — von dem Platz desertieren, auf den sie doch von Rechts wegen hingehörte, und an dem sie mit allen Herzenssajern festgewachsen war. Der Registrar würde ganz gewiß eine andere Frau sünden — ach, zehn für eine! — aber ob die Diethoff'sche Schule wieder ein „allerbestes Fräulein“ bekommen würde, das war doch mindestens zweifelhaft!

Ihr war jetzt so leicht und fröhlich zumute, wie seit Wochen nicht mehr.

Sie hob Wolfgang's Kopf in die Höhe und strich ihm zärtlich über das Haar.

„Sei ruhig, mein Junge — mein lieber, guter Junge — ich geh' ja nicht fort, nein, nein, ganz gewiß nicht — und küßten laß ich mich auch nicht mehr, da kannst du dich fest drauf verlassen!“

Und jetzt komm', die Tränen abwischen und die Augen ein bißchen kühlen — es wird ja gleich läuten!“ — — — — —

Die Auflösung von Liesbeth Wollrabes Verlobung wirkte in verschiedener Weise. Der Registrar bekam eine Gallenkolik,

Fräulein Diethoff wußte zum erstenmal in ihrem Leben nicht, was sie sagen sollte, und die Kolleginnen lächelten.

„Natürlich von seiner Seite! Denn daß sie... Lieber Gott, das wäre ja der pure Wahnsinn gewesen!“ Wolfgang Köppel aber verprügelte der Reihe nach sämtliche Zungen aus seiner Klasse.

„Ihr Lügenmäuler, niederträchtigen! Bloß verkohlen habt ihr mich wollen! Überhaupt — so'n Unfimm! Heiraten! Wo wird se denn! Dann könnt' se doch nicht mehr „unser Fräulein“ sein!“

Nikolaus Rimski-Korsakow †. Einer der hervorragendsten Komponisten Rußlands ist in Petersburg, 64 Jahre alt, gestorben. Rimski-Korsakow besuchte zunächst die Marienschule, machte auch als Seeman eine Weltumseglung mit, widmete sich aber nebenbei eifrig der Musik; eine Sinfonie, die er von der Seefahrt heimbrachte, die erste, die von einem russischen Komponisten geschrieben wurde, fand bei ihrer Uraufführung unter Balakirew großen Erfolg. Nachdem Rimski-Korsakow den Marinendienst verlassen, war er zunächst eine Zeitlang Inspektor der Orchester der russischen Flotte, um 1871 als Lehrer an das Petersburger Konservatorium zu gehen. Danach wirkte er in verschiedenen hervorragenden musikalischen Stellungen, namentlich auch erfolgreich als Dirigent. In der jungrossischen Komponistenschule nahm Rimski-Korsakow eine führende Stellung ein. Er pflegte alle Zweige der Tonkunst, erzielte aber am meisten Wirkung mit seinen Opern und seinen symphonischen Orchesterwerken, die sich weniger durch Eigenart der Erfindung auszeichnen als durch Glanz und melodische Kraft der Orchestrierung, Feinheit und Originalität der Harmonik sowie durch die geistvolle meisterliche Art, mit der russische Weisen darin verwendet sind. In Deutschland ist von seinen Kompositionen die viersätzigte sinfonische Fantasie „Scheherazade“, ein poetisches, im Kolorit glänzend gelungenes Stück, am bekanntesten geworden.

Wie Chopin den Trauermarsch komponierte. In Cassells „Magazine“ gibt Jean Viktor Bates eine interessante Beschreibung des Lebens und der Persönlichkeit Felix Biems, des bekannten französischen Malers von Venedig, den eine nahe Freundschaft mit Chopin verband. Über die Entstehung des Chopin'schen Trauermarsches wußte Biem interessante Einzelheiten zu berichten. Er wohnte eine Zeitlang in Nizza in einem ärmlichen Zimmer, dessen einzige Schmuckstücke ein altes Klavier und ein Skelett waren. Der Maler selbst erzählte das weitere: „Vor vielen Jahren gab ich in diesem kleinen Räume ein Abendessen. Kein sehr prunkvolles, denn wir alle waren arm, so arm wie Ratten, und selbst ein einfaches Abendessen war für uns ein Ereignis. Aber was schadete das? Wir waren jung und leichtfertig und manche unter uns, die, wenn sie es nur gewollt, verdient hätten, mit einem Kaiser zu Tisch zu sitzen. Die Kerzen waren halb niedergebrannt, es war gegen Mitternacht, als irgend jemand mich bat, einen Walzer zu spielen. Auf dem Wege zum Klavier stieß ich gegen das Skelett — es stand an demselben Plage wie noch heute. Lachend packte ich es und begann mit den knöchernen Fingern auf dem Klavier die ersten Takte eines Walzers anzuschlagen. Plötzlich wurde ein Stuhl zurückgeschoben und ehe ich mich besann, war ich vom Klavierstuhl beiseite gedrückt, das Skelett wurde

mir aus der Hand genommen und Chopin — vergaß ich es zu sagen, daß er zu den unsern zählte? — war vor dem Klavier und spielte „comme ange, comme diable, c'est égal, Mon Dieu!“ *) Und wie spielte er! Im ganzen Raum hörte man keinen andern Laut. Noch heute sehe ich die Gesichter vor mir wie damals. Alfred de Musset, die kleinen ärgerlichen Falten auf der Stirne zu Runzeln vertieft; Balzac, glänzend vor Leben und Freude; Poussaye; George Sand, weiß wie Leinwand, mit großem Mund, gewölbten Brauen und großen Augen, die wie Sterne leuchteten; Rossini, Delacroix — ich sehe sie alle. Die Kerzen gingen aus, das Halbdunkel der Sommernacht schwand und der Morgen dämmerte, als wir uns wieder bewegten. Und in dieser Nacht, in jenem Zimmer, schrieb Chopin seinen Trauermarsch. . .“

Zur Entwicklung des modernen Zeitungswesens. Der „Tri-erischen Landeszeitung“ entnehmen wir folgende Angaben: Regelmäßig erscheinende Zeitungen gibt es eigentlich erst seit dem Jahre 1609. Aber schon das alte Rom hatte seine „acta diurna“, Aushängebogen, auf denen die wichtigsten Tagesereignisse verzeichnet waren und die auf dem Forum (Marktplatz) für jedermann zugänglich waren. Und wenn die Herren Senatoren im Sommer ihre Badereisen nach Süditalien, nach Afrika oder sonstwohin antraten, wollten sie doch auf dem Laufenden bleiben über alles, was sich in Rom zutrug. Nun, da gab es wissenschaftlich gebildete griechische Freigelassene, die sich ein Gewerbe daraus machten, von Zeit zu Zeit auf einigen Wachstafelchen die abwesenden Herren mit den allerneuesten Nachrichten zu beglücken. Das waren denn also Redakteure und Verleger in einer Person: so eine Art Vorläufer unserer heutigen Zeitungsmacher. Im Mittelalter finden wir in Köln im Jahre 1588 schon die eigentliche Zeitung oder „Nehrelation“, wie sie genannt wurde, und zwar erschien sie — 2 mal im Jahr! In den Jahrhunderten vorher waren sündige Köpfe auf ein ganz prächtiges Auskunftsmittel verfallen. In den wichtigsten Handelsplätzen — Köln, Augsburg, Venedig — ließen sie sich nieder und versandten von dort aus Briefe, in denen sie alles Wichtige mitteilten. Die großen Handelshäuser und die vornehmen Reichen bezahlten diesen Schreibern bestimmte Gelder und erhielten dann von den Großstädten aus in ihre Heimat Nachrichten aus der Politik, aus der Handelswelt und was sonst an Wissenswerthem vorgefallen war. Die drei bis vier Wachstafelchen waren zu 10 bis 20 Pergamentrollen gefügt. Und im Kleinverkehr haben wir entsprechend kleinere Redaktionen und Zeitungen: Die Postmeister waren da die Redakteure und Verleger. Jedenfalls waren sie ja auch die geeignetsten Persönlichkeiten dazu. Die Postillone überbrachten ihnen mehr oder minder gewissenhafte Neuigkeiten; diese wurden gesammelt und je nachdem 20—30 mal abgeschrieben, und dann bekamen des Städtchens Bürgermeister, der Herr Lehrer, der Herr Pastor von Zeit zu Zeit die neueste Zeitung, die jedenfalls mit mehr Spannung erwartet und genauer studiert wurde wie heute. Das blieb auch noch lange Zeit so, als es bereits gedruckte Zeitungen gab; denn 1.) waren die noch ziemlich teuer, 2. waren sie bis in die 60-er Jahre des vorigen Jahrhunderts noch wenig verbreitet. Die erste Zeitung im heutigen Sinne ist, wie gesagt, 1600 in Straßburg erschienen und zwar in 52 Num-

mern jährlich. Die erste täglich erscheinende Zeitung finden wir 1660 in Leipzig mit dem stolzen Namen: „Neu-geschickliche Nachricht von Kriegs- und Weltbändeln.“ Ja und heute: Alles, was von Zeitungen irgendwie Bedeutung hat, erscheint mindestens einmal, meistens zweimal, die wichtigeren sogar drei- und viermal am Tage. Daß Blätter von der politischen Bedeutung des „Vorwärts“ nur einmal erscheinen, ist eine Ausnahme. Und welche Verbreitung haben diese Zeitungen! Der letztgenannte „Vorwärts“ konnte bereits eine rotgeränderte Zeitungnummer herausgeben, als er seinen 100 000. Abonnenten bekam. Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ haben 110 000, die „Frankfurter Zeitung“ 40 000, die „Kölnische Zeitung“ 30 000, das „Berliner Tageblatt“ 140 000 Abonnenten.

Aus aller Welt.

Brückeneinsturz in Köln. Eine schwere Vaukatastrophe hat in Köln am Rhein viele Tote und Verwundete zum Opfer gefordert. Die im Bau befindliche Südbrücke ist eingestürzt. Bis jetzt sind sechzehn Tote und zahlreiche Verwundete aus den Trümmern der Brücke und dem Rhein geborgen worden. Ein Privat-Telegramm der „N. F. P.“ meldet aus Köln vom 9. Juli n. St.: Die „Union“, Aktiengesellschaft für Bergbau, Eisen und Stahlindustrie in Rodenkirchen bei Dortmund, baut gegenwärtig in Köln am Rhein eine große Brücke, die sogenannte Südbrücke. Heute vor-mittag gegen 11 Uhr stürzte plötzlich ohne jedes warnende Anzeichen das Gerüst des Mittelspiessers ein. Zwanzig Personen stürzten ins Wasser. Obwohl die Rettungsarbeiten unter den größten Schwierigkeiten sofort begannen, war es nicht möglich, die Verunglückten aus den Fluten des Rheins zu ziehen. Es werden sechzehn Personen vermißt, die von den einstürzenden Gerüsten entweder erschlagen worden oder im Rhein ertrunken sind. Nur vier von den abgestürzten Arbeitern konnten gerettet werden. Aus den über dem Wasser befindlichen Gerüsttrümmern wurden zahlreiche Verletzte geborgen. Die Zahl der Verwundeten ist noch unbekannt. Elf Verletzte wurden ins Hospital geschafft. Die Ursache des Gerüst- und Brückeneinsturzes ist in einer Überlastung zu suchen. Die Kölner Feuerwehr nahm sofort die Aufräumarbeiten auf. Auch Pioniere trafen bald nach der Katastrophe ein und arbeiteten an der Rettung und Bergung der Verunglückten mit. Der Rhein ist auf eine Strecke von 100 Metern gesperrt und die Schifffahrt behindert. Die Eisenbahnbrücke diente auch dem Fußgängerverkehr. Bei dem Brückenbau waren insgesamt 84 Personen beschäftigt. Die meisten der Toten sind Arbeiter der Union. Der eingestürzte Teil der Brücke überspannte die Strecke des Rheines, die für die nach dem Oberrhein fahrenden Schiffe freigegeben ist. Ein unabsehbares Unglück wäre geschehen, wenn der Zusammensturz in dem Augenblick erfolgte, als ein dicht besetztes Personenboot jene Stelle passierte. Ein Dampfer warf kurz vor dem Unglück vor der Brücke Anker und blieb dadurch vor Schaden bewahrt. Angeblich ist an dem Unglück auch die zu schwache Holzkonstruktion, die unter der Wucht der schweren Eisenteile zusammenbrach, mit Schuld. Dieser Teil mußte auch früher bereits beim Überspannen jener Strecke durch schwere Eisenteile stark gestützt werden. Die eingestürzte Brücke ist die südlichste der drei Brücken, die bei Köln über den Rhein führen. Sie ist vor allem für den Eisenbahnbetrieb bestimmt und verbindet den Kölner Güterbahnhof am

*) „Als Engel, als Teufel, das ist gleich, mein Gott!“

Oberländer Tor im Bayental mit den Gleisanlagen bei Kall und Deutz jenseits des Rheines.

New-York in einer Hitzwelle. Während in Deutschland eine erträgliche Sommertemperatur herrscht, ist New-York wieder von einer jener sommerlichen Hitzewellen betroffen, in deren Wonn alles Leben erschläft. Aus New-York wird darüber berichtet: Seit einem Jahrzehnt haben die Oststaaten keine Sommerhitze erdulden müssen, die der fruchtbarsten Hitze gleichkommt, die in diesem Jahre Menschen und Tiere erschlagen läßt und allein in New-York in wenigen Tagen mehr als 30 Opfer gefordert hat. Das amtliche Thermometer zeigte kürzlich am Dache eines Wolkenfrägers 34 Grad Celsius, während unten in den Straßen 38 Grad im Schatten und 47 Grad in der Sonne gemessen wurden. Ganz New-York erwartet das Trostzeichen einer grauen Regenwolke. Die Kindersterblichkeit hat eine furchtbare Höhe erreicht. Die Mehrzahl der Einwohner sucht in der Nacht auf den Dächern, in den öffentlichen Anlagen, in den Hausfluren oder unten am Strande Zuflucht, um der lastenden Schwüle einige kümmerliche Stunde unruhigen Schlafes abzurufen. An der Küste kann man jetzt die Freischläfer zu Hunderten beobachten, die den weiten Seesand zum Bette wählen. In einigen Distrikten hat man die Gratisverteilung von Eis eingeführt. An einem Tag allein erlügen vierzehn Menschen der Hitze, und achtzig kamen mit Hitzschlägen davon. Alle Augenblicke sieht man auf der Straße Pferde fallen, die so geschwächt sind, daß sie nicht wieder aufzustehen vermögen. Mit hellem Geläut rasseln die Ambulanzwagen die Fahrstraßen hinab, die Krankenhäuser sind überfüllt, und die Ärzte stehen dem Massenandrang hilflos gegenüber. Die Frauen kehren zu den verpönten „Beekoboo“ Blumen, den weit ausgeschnittenen durchsichtigen Gewändern zurück, die Männer wandeln, der Kopf auf dem Arme, durch die Straßen, und in den vornehmsten Restaurants bricht die Hitzwelle all: Geheje des guten Tones und die Herren setzen sich in Hemdsärmeln zu Tisch.

Die erste Umfischung Afrikas im Jahre 559 v. Chr., von welcher schon Herodot im 4. Buche seines Geschichtswerks erzählt, indem er u. a. berichtet, daß König Necho nach Durchrechnung der Landenge zwischen Äthen und Afrika eine phönizische Flotte ausgesandt habe, die vom Roten Meere ausfahrend, „Libyen“ umsegeln und durch die Säulen des Herkules wieder in die ägyptischen Gewässer zurückkehren sollte, wird durch eine unlängst aufgefundene ägyptische Urkunde ausdrücklich bestätigt. Nach ihr schickte König Necho einen Boten aus, der das unbekannt Land umfahren sollte. Dieser führte den Befehl aus, kehrte zu Wasser nach Bubastis, von wo er ausgefahren war, zurück und erzählte dem Pharao seine Erlebnisse und alles, was er an Merkwürdigem und Wunderbarem geschaut hatte. Durch Vergleichung mit einer anderen schon früher entdeckten ägyptischen Urkunde ist auch die genaue Zeitbestimmung der Umfahrt möglich geworden: es ist das 12. Regierungsjahr des Necho, das dem Jahre 559 v. Chr. entspricht.

Mißstände im transibirischen „Luzus“-Ezpress. Der „Nebenisch-Westfäl. Ztg.“ wird von einem Kaufmann, der sich in Ostasien auskennt, geschrieben: „Die Internationale Schlafwagengesellschaft—in nachstehendem kurz die „Internationale“ genannt—läßt wöchentlich einmal einen sog. Luzus-Ezpress von Moskau nach Charbin und Wladiwostok und in umgekehrter Richtung

abgehen, der die schnellste Verbindung zwischen Europa und dem Fernen Osten darstellt. Die 8681 Klm. betragende Strecke von Moskau nach Wladiwostok wird in einem Zeitraum von 10 Tagen und 10 Stunden zurückgelegt, d. h. der Zug fährt mit einer Geschwindigkeit von 34,6 Kilometer die Stunde, eine für mitteleuropäische Verhältnisse allerdings nur sehr mangelhafte Leistung. Für diesen Luxus-Ezpress macht die Internationale mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln eine gewaltige Reklame und verspricht in den von ihr herausgegebenen „Guides“ und sonstigen Ankündigungen Leistungen, die nicht im entferntesten von ihr erfüllt werden. In diesem „Luzus“-Ezpress fallen mehrere schwere Übelstände sehr auf. Vor allem läßt die Reinlichkeit in dem mit einer gewissen äußeren Eleganz hergestellten rollenden Material viel zu wünschen übrig. Die Türen und Doppelfenster sind so undicht, daß Wind und Staub ungehindert Zugang finden. Die Heizvorrichtungen sind äußerst mangelhaft, heute + 6° N., morgen + 22° N. ergebend. Die Türen sind bald eingefroren, bald von außen mit Holz zugestapelt, so daß die Waggons kaum verlassen werden können. Die Wasserbehälter sind undicht und lassen ihren Inhalt in die Abteile träufeln. Die Toiletten sind in unglaublich schmutzigem Zustande, das Wasser bräunlich, die Klosetts sind verstopft, Klosett-papier fehlt, die Handtücher sind zerfetzt und unbenutzbar. Die Verpflegung ist unter aller Kritik. Die Butter ist ranzig, die Wurst als hors d'oeuvre steinhart und voll Knoblauch usw. „Der Mangel an Sauberkeit ist der wundeste Punkt im Speisewagen.“ Tischtücher und Servietten werden sehr sparsam gewechselt. An den Messern, Gabeln, Löffeln, Tellern — Spuren vorhergehender Mahlzeiten, wohl wegen Wassermangels. Das bedienende Personal ist schmutzig bis dort hinaus und bedient so schlecht wie nur möglich. Auch die Verproviantierung des Zuges läßt alles zu wünschen übrig. Die ganze Organisation befindet sich noch in den Windeln. Anschlüsse fehlen überall. Kurz, die Internationale arbeitet unter jeder Kritik.“ — Wir haben das lange Schreiben in aller Kürze wiedergegeben. Es enthält viele Klagen über Dinge, die uns schon nicht mehr auffallen. Wir sind schon daran gewöhnt, bemerkt die „Petersb. Ztg.“ Denn wer von uns benützt eine Toilette in einem unserer Züge, wer reinigt nicht selber das Tischgerät im Speisewagen, wer von uns sieht nicht wie ein Neger aus, wenn er auch nur eine kleine Reise zurückgelegt hat, und wer bedarf nach der Reise keiner eingehenden Säuberung und Desinfizierung? Und noch gar über den Anschluß klagen! Wir haben uns die Klagen über unser Verkehrsweisen schon längst abgewöhnt. Schon das bisherige Mehr an Sauberkeit im „Luzus“-Zug ist für uns ein Luxus.

Stimmen aus dem Publikum.

Herr N. M. leistet sich in Nr. 3 der „Kauf. Post“ eine Entgegnung auf den in Nr. 1 erschienenen Bericht über die letzte Gemeindeversammlung. Gegen seine sehr wortreichen Einwendungen hätte ich am liebsten nichts erwidert, wenn sie nicht im Tone einer Abfanzlung geschrieben wären und den Sinn meiner Worte nicht teilweise entstellten hätten. Abfanzlungen, wenn sie Wirkung hervorbringen und überzeugen sollen, müssen aber kurz und klar sein, was man von obiger Entgegnung gerade nicht sagen kann. Das Unfehlbarkeitsbewußtsein, dieses giftige Gewächs, welches Zwietracht hervorbringt, wuchert auch in der

Entgegnung des Herrn M. sehr lässig, besonders dort, wo von einem Kampf mit geistigen Waffen die Rede ist. Meines Wissens wurde der Kampf um das Bauprojekt keineswegs mit geistigen Waffen, sondern mit ganz haushaltenden Darlegungen geführt. Weiter wird Herr M. sehr unklar, wenn er sagt: „Gott behüte uns vor einer solchen undeutschen, frühreifen und vorwärtigen Jugend, die nur dann dankbar wäre, wenn das deutsche Haus und die deutsche Familie ganz versagten.“ Von einer Dankbarkeit der Jugend und einem Versagen der deutschen Familie steht in jenem Bericht kein Wort, wohl aber von der nachteiligen Wirkung, die der Streit und Hader der Väter auf die Kinder ausüben muß. Diese nachteilige Wirkung wird Herr M. nicht wegkneipen können, umsonst, da doch der Kampf um das Bauprojekt kein „Kulturkampf“ ist, sondern ein ganz gewöhnlicher Streit zweier Ansichten. Der Mut der Ueberzeugung ist gewiß eine schöne Tugend, aber hier, wo es sich um Berechnung und Gegenberechnung handelt, klingen diese drei Worte so hochtrabend, daß sie alle Bedeutung verlieren. Von der Notwendigkeit einer gründlichen Aufbesserung unserer Schule sind jetzt alle Gemeindeglieder durchbringen und es wäre ein leichtes gewesen, diese allgemeine günstige Stimmung auszunutzen und durch Zeichnungen einen Fonds zu schaffen. Dieser hätte schon zu Beginn des Schuljahres zum Teil verwendet werden können, während die sehr fraglichen Einkünfte von den projektierten Kaufläden erst im nächsten Spätjahre etwas nützen können. Aber die schnelle Schaffung eines Fonds und die Aufgabe des Bauprojektes hätten ja der Ueberzeugung des Kirchenrates widersprochen und deshalb mußten sie bekämpft werden! Daß der Verban des Vorhofs der Kirche mit Kaufläden allgemeines Mißfallen erregt, hören wir zur Genüge alle Tage und zwar auch von vielen Nichtdeutschen, die uns mehr Geschmach zugetraut hätten. Wenn man diesen Leuten sagen würde, daß dies geschieht, weil Herr M. einen Kulturkampf nach seinem Sinne ausfechten und seiner unfehlbaren Ueberzeugung Genüge tun will, würden sie über die Meinungslosigkeit derjenigen, die Herrn M. sein Projekt durchbringen halfen, sehr erstaunt sein.

Ein Gemeindeglied.

Kirchliche Nachrichten: Tiflis.

Aufgeboten: zum 1. Mal: Der Arzt Richard Debus mit Elise Thomson zum zweiten und dritten Mal: Dschambachsch Bel Mugantinsky, jungerer Arzt des Erwanischen Lazarets, mohammedanisch mit Helene Beltshansky.

Batu:

Getraut: 1) Peter Grünemeier mit Elisabeth Dahmer; 2) Michat Bel Safjan Bel Dzy Melikoff mit Olga Fedoroff; 3) Heinrich Frank mit Katharina Köhler; 4) Jakob Lust mit Amalie Weigandt.

Getauft: 1) Eduard Garte; 2) Bertha Schmal; 3) Eduard Frank; 4) Friedrich Gieß; 5) Ella Sturm; 6) Väina Tiainen; 7) Robert Kristinatti; 7) Alexander Müller; 7) Arthur Gottfried Meier; 8) Alexander Tamm; 9) Konstantin Fries; 10) Otto Brunner; 11) Reinhold Baumgärtner; 12) Ella Kreuwert; 13) John Maschak; 14) Otto Wilhelm Zenitschek; 15) Irma Elisabeth Abai; 16) Richard Holzwarth; 17) Johannes Zeller; 18) Ella Mellis.

Ge storben: 1. Eduard Müller, 6 Mon. alt. 2. Martha Wörfel, 6 Mon. alt. 3. Alexander Müller, 17 Tage alt. 4. Arthur Gottfried Meier, 12 Tage alt. 5. Marie Kramer, 3 Mon. alt. 6. Mikhel Koff, 6 Mon. alt. 7. Joh. Georg Schmidt, 9 Mon. alt. 8. Emilie und Elisabeth Wiegel (Zwillinge), 7 1/2 Mon. alt

Yustige Gese.

— Ein Toter, der nicht schlafen darf. Man schreibt von „Frankfurter Kleinen Presse“: Die dieser Tage in Frankfurt a. M. abgehaltene Übung der Rettungsgesellschaft rief in mir eine Episode aus der Zeit meiner militärischen Studien wach: Ich diente bei einem Pionier-Bataillon. Eine Übung im Bergen von Toten und Verwundeten fand im Beisein des gestrenghen Herrn Oberst statt. Die „Toten“ und „Verwundeten“ waren ringsum verstreut. Beim Auffuchen der „Toten“ wurde einer von ihnen schlafend angetroffen. „Drei Tage Mittelarrest wegen Schlafens im Dienste“ bekehrten den Mann, daß man auf Befehl wohl tot sein kann, nicht aber schlafen dürfte.

— Infolge des starken Automobilverkehrs am Rhein hat die Foreley in dem Fremdenbuch eines Hotels zu St. Goar folgende „Bekanntmachung“ vom Stapel gelassen:

Ich sitz' auf meinem Felten Der Dampfer und Eisenbahnen,
Verträuchert und verbercht, Ihr Lärm, ihr Stank und Rauch,
Und halte unterm Staubbuch Da nun die Autofere
Mein gelbes Haar verbercht. Auch noch verläutern den Rhein.
Schon nimmt am Strom kein Ende So stelle ich bis auf weit'res
Das Stöhnen und Gefand' Mein Räumen und Singen ein.

Spruch.

Vorsicht wird die Mutter der Weisheit genannt,
Den Vater der Weisheit hat niemand gekannt,
Daraus doch selget sonnenklar,
Daß die Vorsicht doch einmal unvorsichtig war.

— **Auch das noch!** Jungst fuhrte eine Frau allein eine Ballonfahrt aus welche Begebenheit der „M“ wie folgt glossiert:

Jüngst fuhr im Ballon allein Während dem ihr armer Mann
Eine Frau mit viel Veranft, Harre auf die Wiederunft.

— **Wie man sich sechaste Mieter verschafft,** zeigt ein Kasseler Saubefiger. Der brave Mann ist nämlich derartig auf das Wohl seiner zahlreichen Mieter bedacht, daß er für sie schon seit Jahren ein Biercellos der preussischen Lotterie spielt. Das Los hat schon wiederholt gewonnen. Erst dieser Tage wurden jedem Mieter wieder etwa 40 Mark ausgezahlt. Natürlich ist seit einer Reihe von Jahren kein Mieter ausgezogen.

— **Söhne unserer Zeit.** Vater: „Alto Friz, ich habe beschloffen, mich zur Ruhe zu setzen und dir das Geschäft zu überlassen.“ — Sohn: „Ware es nicht besser, Vater, du führtest das Geschäft noch einige Jahre weiter, und wir setzten uns dann beide zur Ruhe?“

Witterungs-Uebersicht, nach Beobachtungen des Tifliser physikalischen Observatoriums.

Juli, 1908.	Luftdruck. (Baromet.) mm.	Temperatur nach Celsius.			Nieder- schläge. mm.	
		Mittel.	Max.	Min.		
3. Donnerstag . .	721.7	22.3	29.7	16.9		
4. Freitag . . .	20.1	23.9	30.9	16.4	0.0	Schwach. Reg.
5. Sonnabend . .	19.5	25.3	33.6	16.8	11.4	Gewit., Regen.
6. Sonntag . . .	21.5	24.0	33.6	18.3	3.6	„ „
7. Montag . . .	24.0	21.0	25.4	17.9	12.4	Reg., Donner.
8. Dienstag . .	23.6	23.2	30.9	17.7	1.0	Regen.
9. Mittwoch . .	22.1	24.1	31.9	17.8		

Verantwortlicher Redakteur und Herausgeber:
Arthur Geiß.

Dr. Schindler-Barnays
„Marienbader Reduktions-Pillen“
gegen
Fettleibigkeit
u. als ausgez. Abführmittel.
Echte Verpackung in roten Schachteln
mit Gebrauchsanweisung.
Verkauf in allen Apotheken u. Droguen-
59780 Handlungen. 20-8

D. S. SARADSCHEW, Tiflis.

КАВКАЗСКІЙ НАТУРАЛЬН.
КОНЬЯКЪ



Д. З. САРАДЖЕВА
ТИФЛИСЪ
ПРОДАЖА ВЕЗДЪ.

Kaukasischer COGNAC naturrein, übertrifft viele Sorten französischer Herkunft.

0-1

Die Kaukasische Pharmazeutische Handelsgesellschaft
in Tiflis, Hauptniederlage: Jewangulow-Str.
Einzelverkaufsgeschäfte: 1. Am Erivan-Platz,
2. Michaelstraße.
Zweiggeschäfte in Baku und Batum.
Frisch erhalten: **Carbolineum Avenarius**
Preis für 1 Rub: 7 Rub. 20 Kop.
empfiehlt ihr reichhaltiges Lager von hauswirtschaftlichen Artikeln, allen möglichen Apothekerwaren, chemischen Präparaten und Toiletteartikeln. 00-15

Ein Absolvent der Sarataer Werner-Zentralschule sucht Stellung als Lehrer zum 1. Oktober.
Adresse: Тифлисъ, Михайловская № 119 Складъ Бр. Фореръ. 3-2.

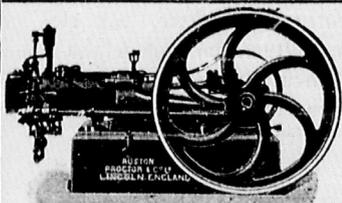
Weltverein. Jedem nützlich! Keine Aufnahmegebühr, Prospekt gegen Einsendung einer 10-K.-Marke franko von d. Zentrale d. Weltvereins, München, Auenstr. 64 I

Baltische
Frauen-Zeitschrift
Bereinsorgan der deutschen Frauenverbände im Baltikum und im weiten Rußland.
Abonnementspreis: für 12 Monatshefte: 5 Rubel jährl. mit Zusendung.
Bestellungen und Geldtransferte sind zu adressieren:
Verlag und Redaktion — Elisabeth Schütz
Riga (Rußland) — Albertstr. 5. 1-1

S. Zchwetadse.
Augenarzt, früher Assistent an der Dorpater Universitätsklinik.
Sprechstunden: Vorm. von 11-1 Uhr, Abends von 4-6 Uhr. Wera, Digastraße Nr. 31, Haus Saradschew. 0-21

Werkzeuge für Schmiede, Schreiner, Schlosser, Klempner etc. sowie komplette Werkstatteinrichtungen empfiehlt: Rheinische Stahl- und Werkzeug-Fabrik „Heisenwert“, Gustav Essermann jr. Rheinisch (Rheinland). 20-10

STUCKEN & K^o
Baku



Grosses Lager von
Petroleum-Motoren „RUSTON“,
Dampfmaschinen, Dampfkesseln,
Dreschmaschinen, Locomobilen,
Strassen-Locomotiven & Dampfpflügen,
Bewässerungspumpen,
Baumwoll-Reinigungs-Maschinen,
Oel-, Heu- & Baumwollpressen,
Mühlen, Sägemühlen,
Reis-Reinigungs-Maschinen
„ENGELBERG“.

52-26